Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-709909-p0001-4

Der Frau

Maria le Prince de Beaumont

lehrreiches

Magazin

für junge Leute,

besonders

junges Frauenzimmer,

zur Fortsetzung

des Magazins für Kinder,

nach deutscher Art eingerichtet.

Der vierte Theil.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Leipzig,

in der Weidmannischen Handlung

1761.

Magazin
für junge Leute,
besonders
junges Frauenzimmer.

Das XXVI Gespräch.

Der Vater der Jungfer Eitelfreundinn, Mademoiselle Gut.

Der Vater.

Man hat mir gesaget, Sie haben mich sprechen wollen, Mademoiselle; und es freuet mich, daß ich diese Gelegenheit habe, Ihnen für alle die Mühe zu danken, die Sie sich mit meiner Tochter geben. Ich weis nicht, was Sie ihr gethan haben: sie möchte aber wohl gern vom Morgen bis auf den Abend bey Ihnen seyn. Sie ist ein gutes Kind; und es fehlet ihr nicht am Verstande; nicht wahr?

Madem. Gut.

Nein, gewiß nicht, mein Herr; sie verbindet mit der Annehmlichkeit der Gestalt eine große Sanftmuth des Gemüthes; und ich hoffe, Sie werden stets Ursache haben, mit ihr zufrieden zu seyn.

Der Vater.

Ich habe große Lust, sie zu verheurathen. Ein Mägdchen, das so, wie sie, aussieht, ist gefährlich zu verwahren; und ein Mann ist sehr unglücklich, wenn er mit sechs Kindern ohne Frau bleibt. Es ist wahr, meine vier Jungen schaffe ich mir ohne Mühe vom Halse. Allein, meine beyden Mägdchen machen mir vielen Kummer. Ein Mann ist doch gar nicht geschickt, Mägdchen zu führen.

Madem. Gut.

Und warum nicht, mein Herr? Ein Vater kann seinen Töchtern sehr wohl zum Führer dienen, wenn er nur eben so gut und noch mehr ihr Freund, als ihr Vater, ist, und sich dadurch ihr Vertrauen erwirbt.

Der Vater.

Gut! ein Vater ist gerade die letzte Person, welche ein Mägdchen zu ihrem Vertrauten würde wählen wollen. Man mag immerhin noch so viel Gütigkeit für sie haben; diese Plaudertaschen misbrauchen derselben; und das ist es alles: ihr Vertrauen erwecket es nicht.

Madem. Gut.

Daran sind die Töchter nicht allezeit Schuld.

Der

Der Vater.

Ach, ach, Mademoiselle Gut, Sie haben Lust, mir eine Lehre zu geben.

Madem. Gut.

Bey einer jeden andern Sache würde ich sie gern von Ihnen annehmen. Es ist wahr, in diesem Puncte hat mir eine lange Erfahrung Einsichten gegeben, die man schwerlich aus der Theorie lernet; und die Gewogenheit, die ich gegen Ihre liebenswürdige Tochter habe, hat bey mir die Begierde erreget, Ihnen solche mitzutheilen. Sie sehen es als eine unerhörte Sache an, daß ein Vater der Vertraute seiner Tochter wird. Wollen Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben, daß Sie nur ein einziges Mal nach meiner Art und Weise handeln wollen: so stehe ich Ihnen für das Vertrauen der Jungfer Eitelfreundinn.

Der Vater.

Wenn es nur daran liegt, so gebe ich Ihnen mein Wort; und Sie können darauf trauen.

Madem. Gut.

Haben Sie wenigstens Acht darauf. Dieser Streich wird, in Ansehung der Aufführung Ihrer Jungfer Tochter, entscheidend seyn. Sie hat eine böse Person um sich, ein Kammermägdchen, welches sich nach allen ihren Einfällen und Grillen richtet. Ich gestehe es, bisher hat sie nur noch lauter ganz unschuldige Einfälle gehabt. Weil ihr aber doch in ihrem Alter gefährlichere einkommen könnten: so muß man ihr diese Versuchung entziehen.

Der Vater.

Von ganzem Herzen: allein, dieses Mittel scheint mir eben nicht sehr geschickt zu seyn, das Herz meiner Tochter zu gewinnen. Sie liebet dieses Kammermägdchen bis zum Unsinne; und es werden viele Thränen vergossen werden, wenn ich es unternehme, das Mägdchen wegzuthun.

Madem. Gut.

Ich verlange auch gar nicht, daß Sie dasselbe abschaffen sollen. Ihre Jungfer Tochter wird Sie selbst dazu vermögen, daß Sie es thun möchten. Ich will Ihnen ein Geheimniß offenbaren, und Sie werden die Güte für mich haben, und es bey sich behalten. Es würde alles verloren seyn, wenn Ihre Jungfer Tochter argwohnete, daß wir uns mit einander verstünden. Sie haben ihr verbothen, sie solle nicht mit der Jungfer . . . umgehen; und Sie haben große Ursache dazu gehabt. Sie ist eine Unbesonnene, die nur dienet, ihren Verstand zu verderben. Sie haben geglaubet, Ihre Jungfer Tochter gehorche Ihnen; und sie hintergeht Sie tagtäglich. Das Kammermägdchen, der Kutscher, der Lakey, alle verstehen sich mit einander, Sie zu hintergehen. Ich habe Ihrer Jungfer Tochter die Folgen von dieser Aufführung begreiflich gemacht; und ich habe sie bewogen, daß sie Ihnen ihre Fehler in diesem Stücke bekennen wird. Auf die Art und Weise nun, wie Sie dieses Bekenntniß aufnehmen werden, kömmt die Aufführung an, welche Ihre Jungfer Tochter künftig gegen Sie beobachten wird.

Der

Der Vater.

Ey, zum Henker, Mademoiselle Gut, Sie sind viel geschickter, als ich; ich sehe, wo Sie hin wollen. Reden Sie nur, ich werde ein sehr gelehriger Schüler seyn.

Madem. Gut.

Spotten Sie mich immer ein wenig aus, ich lasse es mir gefallen: aber halten Sie mir nur Ihr Wort. Sie müssen, wofern Sie so gütig seyn wollen, wenn die Jungfer Tochter Ihr Bekenntniß bey Ihnen ableget, sich in Acht nehmen, daß Sie ihr nicht die geringste Empfindlichkeit zeigen. Sie müssen sie Gegentheils vielmehr umarmen, und ihrer Freymüthigkeit ein großes Lob beylegen. Sie müssen ihr die Bewegungsgründe eröffnen, die Sie gehabt haben, da Sie ihr verbothen, sie solle nicht mit ihrer Freundinn umgehen; und Sie müssen ihr auf das Künftige versprechen, Sie würden nichts von ihr verlangen, wenn sie nicht vorher selbst eingesehen müßte, daß solches vernünftig und nothwendig wäre. Sie müssen sie bitten, sie solle Sie doch als den besten Freund ansehen, den sie auf der Welt habe, welcher eifrigst wünsche, sie glücklich zu machen. Sie müssen sie versichern, sie könne Ihnen mit völligem Vertrauen ihre Neigungen und Abneigungen entdecken, weil Sie nicht verlangeten, sie aus Eigensinne zu zwingen. Sie müssen ihr vorstellen, in was für Unruhe Sie die Sorge für das Hauswesen setzete; Sie hätten diese Unruhe nur bloß, weil Ihre zärtliche Liebe für sie und Ihre andern Kinder Ihnen nicht erlaubet hätte, sich wiederum zu verheurathen. Sie müssen ihr sagen, sie

solle die Stelle ihrer Mutter ersetzen; und Sie wollten künftig gern bey ihr Hülfe, Trost, und Rath wegen der Einrichtung der häuslichen Geschäffte finden. Kurz — aber, soll ich alles sagen, mein Herr, und habe ich nicht bereits schon gar zu viel gesaget?

Der Vater.

Nein, Mademoiselle Gut, es ist nichts weiser, als der Rath, den Sie mir gegeben haben. Ich werde ihm genau nachleben. Sagen Sie es nur vollends, wenn Sie die Gewogenheit haben wollen.

Madem. Gut.

Ich will es thun, weil Sie die Güte haben und es mir erlauben. Sie lieben Ihre jüngere Tochter recht zärtlich, die es auch ohne Zweifel verdienet. Ist aber der Vorzug, den Sie ihr vor der ältern geben, nicht ein wenig gar zu merklich?

Der Vater.

Ich verstehe Sie; und ich bekenne meinen Fehler in diesem Stücke aufrichtig. Gleichwohl glaube ich, wenn sich die älteste nach meinem Sinne aufführete, ich würde sie eben so lieb haben, als ihre Schwester. Sie ist sanftmüthig, aber deswegen ist sie nicht viel folgsamer, und hat mir manches böse Stündchen gemacht. Ich hoffe, sie wird den Verdruß wieder gut machen, den sie mir verursachet hat; ich will wenigstens nichts deswegen sparen; und ich werde Ihnen wegen ihrer Veränderung verbunden seyn. Leben Sie wohl, Mademoiselle Gut; ich werde den wichtigen Dienst niemals vergessen, den Sie mir geleistet haben.

Das XXVII Gespräch.

Jungfer Eitelfreundinn, welche der Hofmeisterinn Gut um den Hals fällt.

Ach, meine liebe Gut, was für Verbindlichkeit habe ich Ihnen doch! Wenn Sie es nicht gethan hätten, so würde ich wirklich in dem Gemüthe meines Vaters verloren und zu Grunde gegangen seyn. Aber erlauben Sie mir, daß ich solches in Gegenwart dieser Fräulein erklären darf. Es wird ihnen eine gute Lehre geben.

Madem. Gut.

Es steht in Ihrem Belieben; Sie können es damit halten, wie Sie es für gut befinden werden.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Anfänglich muß ich Ihnen, meine Fräulein, einen großen Fehler bekennen, den ich begangen habe. Ich hatte eine Freundinn, mit der mir mein Vater den Umgang verbothen hatte. Jetzo erkenne ich, daß er Ursache gehabt hat, solches zu thun: vor einiger Zeit aber fand ich dieses Verboth höchst ungerecht: ich gehorchete ihm also auch nicht. Ich fuhr fort, wider Wissen und Willen meines Vaters, dieses Frauenzimmer zu besuchen; und es hat mir tausend Lügen gekostet, diejenigen ungerechnet, welche ich unsere Leute habe thun lassen, die meinem Vater nichts anders sageten, als was ich haben wollte. Mein Kammermägdchen munterte mich auf, meinem Vater nicht zu

gehorchen, und sagete zu mir, einem Frauenzimmer von achtzehn Jahren müßte nicht mehr wie einem Kinde begegnet werden. Ich war dumm genug dazu, daß ich glaubete, dieses Mägdchen liebete mich, weil es meinen Leidenschaften schmeichelte, und ich setzete mein ganzes Vertrauen auf sie. Sie hat dasselbe so entsetzlich gemisbrauchet, daß ich ihren Uebermuth nicht mehr ausstehen konnte. Ich durfte ihr aber nichts sagen, aus Furcht, sie möchte meinem Vater tausenderley kleine Dinge entdecken, die ich ihm doch verhehlen wollte. Dieses hatte meine liebe Gut erfahren; sie zeigete mir, wie unrecht ich thäte, und befahl mir durchaus ohne Widerrede, ich sollte alle diese Dinge meinem Vater eröffnen. Das kam mir als das allerentsetzlichste auf der ganzen Welt vor. Ich konnte vorgestern die ganze Nacht nicht davor schlafen. Indessen fassete ich doch einen guten Muth. Gestern früh gieng ich in meines Vaters Zimmer; ich warf mich ihm zu Füßen und sagete ihm alles. Ich glaubete steif und fest, er würde in einen erschrecklichen Zorn gerathen: aber ganz und gar nicht; er hob mich auf, umarmete mich zärtlich, redete gütig mit mir und begegnete mir mehr, als seiner Freundinn, denn als seiner Tochter. Ich weinete vor Furcht beym Hineingehen, und hernach weinete ich aus Reue, daß ich einem so gütigen Vater ungehorsam gewesen war. Ich versprach ihm, ich wollte es künftig als ein Verbrechen ansehen, wenn ich ihm einen einzigen von meinen Gedanken verhehlete; und ich werde ihm mein Wort halten.

Ich

Ich war, weil ich solches gethan hatte, weit zufriedener, als man es sich nur immer vorstellen kann; und ich gieng mit einer von meinen Anverwandtinnen bis um Tischzeit aus. Unterdessen daß ich abwesend war, hatte mein unglückseliges Kammermägdchen, um sich deswegen zu rächen, daß ich vor zweenen Tagen auf sie geschmählet hatte, meinen Vater aufgesuchet, und ihm nicht allein alles das, was ich gethan hatte, gemeldet, sondern auch noch tausenderley Lügen dazu gesaget. Sie können wohl denken, daß ich in dem Gemüthe meines Vaters würde verloren gewesen seyn, wenn ich ihn, zum guten Glücke für mich, nicht vorher eingenommen hätte. Er sagete nichts zu diesem Mägdchen: nach Tische aber ließ er es rufen. Darauf verwies er ihr ihre Bosheit und sagete zu ihr, ich hätte ihm alles das schon selbst gemeldet, und ihn gebethen, er möchte sie, zur Bestrafung für alle die bösen Rathschläge, die sie mir gegeben hätte, weg thun. Nach diesem befahl er ihr, sie sollte so gleich fortgehen und die Nacht nicht mehr im Hause schlafen.

Dieß ist noch nicht alles. Damit mir mein Vater zeigete, er sey nicht im geringsten ungehalten über das, was vorgegangen war, so mußte ich mich in seine Kutsche setzen, und er fuhr mit mir zu seinem Kaufmanne, wo er mich mit einem schönen Kleide beschenkete. Dieß hat mich dergestalt gerühret, daß ich viel eher sterben, als ihm den geringsten Verdruß machen, und ins Künftige etwas verhehlen wollte.

Madem. Gut.

Ich bin recht erfreut, daß Sie die gute Wirkung der Aufrichtigkeit aus der Erfahrung erkannt haben. Die Wahrheit hat Sie gerettet, mein Schatz. Denn es ist gewiß, Ihr Herr Vater würde alles Vertrauen zu Ihnen ganz und gar verloren haben, wenn es ihm von Ihrem Kammermägdchen wäre hinterbracht worden. Das Fräulein Verständig hat in dem Abentheurer eine Geschichte gelesen, die sehr geschickt ist, Ihnen die kläglichen Wirkungen der Lügen und der Unvorsichtigkeit zu zeigen. Sie wird sie Ihnen erzählen, meine Fräulein.

Fräul. Verständig.

Zwey junge Fräulein wurden zusammen in einerley Schule erzogen. Sie hießen Charlotte und Maria. Ihre persönlichen Eigenschaften waren ziemlich gleich, und sie waren von einerley Range. Weil aber Charlotte die einzige Tochter war: so hatte sie ein weit ansehnlicher Vermögen, als ihre Gespielinn. Sie fuhren noch immer fort, gute Freundinnen zu seyn, nachdem sie aus der Schule herausgenommen waren; und es giengen wenig Tage hin, daß sie einander nicht sahen.

Charlotte war noch nicht lange nach ihres Vaters Hause wieder zurückgekehret: so wurde sie von einem Hauptmanne, Namens Freeman, zur Gemahlinn gesuchet. Er hatte von seinem Vater ein mittelmäßiges Vermögen erhalten, welches nebst seinem Gehalte eine ganz anständige Partie aus ihm machete. Die großen Güter aber, welche Charlottens Vater ihr mitzugeben im Stande

war

war, vermochten ihn, daß er Freemans Antrage kein Gehör gab. Er bath ihn, er möchte seine Besuche einstellen, und meldete seiner Tochter, sie sollte nicht weiter an ihn denken. Sie bath, sie weinete, sie flehete; alles war vergebens; und sie sah wohl, daß sie keine andere Partey zu ergreifen hätte, als den Gehorsam. Sie entschloß sich dazu, nicht ohne Mühe; und die tiefe Betrübniß, die man an ihr bemerkete, brachte ihren Vater auf die Gedanken, es würde rathsam seyn, daß er sie auf einige Zeitlang entfernete. Er führete sie also zu einer von ihren Anverwandtinnen, welche auf hundert englische Meilen weit von London wohnete, und nebst ihrer Tochter an einem sehr einsamen Orte lebete.

Charlotte brachte sechs Monate bey ihrer Anverwandtinn zu, wo ihr die Zeit entsetzlich lang wurde. Weil aber ihre Neigung zu Freemanen mehr ein Einfall der Jugend, als eine wirkliche Neigung, gewesen war: so vergaß sie ihn bald, und wußte es sich schlechten Dank, daß sie ihm so ergeben gewesen, da solches so traurige Folgen für sie gehabt hatte,

Nach Verlaufe der sechs Monate besuchete sie ihr Vater und brachte einen jungen sehr liebenswürdigen Menschen mit sich, den er zu seinem Schwiegersohne zu machen wünschete. Er hieß Jakob und hatte den Titel eines Barones und ein ansehnliches Vermögen geerbet. Weil er seiner Person nach wohl gebildet war, angenehme Sitten an sich hatte, und zu gefallen wünschete: so kostete es ihm nicht viel Mühe, in seinem Vorha-

ben

ben glücklich zu seyn; zumal da Charlotte nichts in ihrem Herzen hatte, wieder nach der Stadt zurück zu kehren wünschete, und ihren Vater liebete, welcher ihr zusetzete, sie sollte diese Partie annehmen. Ihre Eitelkeit that auch so gar etwas bey ihrem Gehorsame. Der Titel Mylady schmeichelte ihr; und alle diese Betrachtungen vermochten sie, sich mit Jakoben zu vermählen, für den sie Hochachtung und eine gewisse Neigung hatte, die eben nicht Liebe, aber doch hinlänglich war, ihr die Hoffnung zu erwecken, sie würde glücklich mit ihm leben. In der That bezeugete er sich so gut gegen sie, daß er ihr Herz gewann, so daß sie sich Glück wünschete, daß sie ihrem Vater gehorsam gewesen war.

Als Freeman erfuhr, daß Charlotte vermählet wäre: so nahm er aus der Ruhe und Gelassenheit, womit er diese Zeitung vernahm, gar leicht wahr, daß er von der Art Liebe genesen wäre, die sie ihm beygebracht hatte; und weil er sich setzen wollte, so warf er die Augen auf Marien, die er vielmals bey Charlotten gesehen hatte. Sein Antrag wurde gut aufgenommen, die Heurath vollzogen; und weil Maria sehr liebenswürdig war, so liebete er sie auch nur einzig und allein, und dachte nicht weiter an Charlotten.

Diese neue Mylady kam zurück in die Stadt; und da Maria ihre Zurückkunft vernommen, so eilete sie, einen Besuch bey ihr abzustatten. Sie erneuerten ihre alte Freundschaft; und dadurch bekamen ihre Männer Gelegenheit, Bekanntschaft

mit

mit einander zu machen, und wurden so gute Freunde, daß diese vier Personen unzertrennlich beysammen waren. Dieses gute Verständniß dauerte sechs Monate, nach deren Verlaufe der Geist der Eifersucht solches störete. Jakob und Maria hegeten gleiche Gedanken, ohne daß sie einander dieselben eröffnet hatten. Es dünkete sie, die Gelegenheit wäre für ihre Ehegatten gefährlich, und es stünde zu befürchten, die Liebe zwischen Freemanen und Charlotten möchte durch die Bequemlichkeit, die sie hätten, einander alle Tage zu sprechen, wiederum aufwachen. Dieser Argwohn marterte sie um so vielmehr, weil sie dessen Ungerechtigkeit kannten. Charlottens und Freemans Aufführung waren untadelhaft, und vermögend, sie ruhig zu machen, wenn die Eifersucht eine Krankheit wäre, die durch die Vernunft könnte geheilet werden. Alles, was Jakob und Maria von ihrer Vernunft erhalten konnten, war, daß sie ihre Gedanken sorgfältig verhehleten, worinnen sie unrecht thaten. Der Ehestand erfordert ein vollkommenes Vertrauen; und wenn sie das gehabt hätten, so hätten sie das erschreckliche Unglück vermieden, welches sie erfuhren.

Eines Tages war Jakob genöthiget, zwölf Meilen von London zu reisen. Er sagete zu seiner Gemahlinn, er würde nur erst den andern Morgen wiederkommen. Charlotte brachte den Nachmittag bey ihrer Freundinn zu; weil ihr Gemahl in der Stadt speisete; und sie setzeten sich beyde nieder und spieleten Piquet. Die Zeit verstrich unvermerkt, ohne daß sie darauf Acht hatten; und

da Freeman nach Mitternacht nach Hause kam, so erstaunten sie sehr, daß sie so lange gespielet hatten. Charlotte bath ihre Freundinn, sie möchte ihr eine Sänfte holen lassen. Diese aber sagete zu ihr: „Weil Sie allein sind, so essen Sie einen „Bissen mit mir; es wird bey Zeiten Tag; wir „wollen die übrige Nacht vollends mit Plaudern „zubringen; und Sie können morgen früh wieder „nach Hause gehen.„

Charlotte ließ sich solches gefallen; und früh um fünf Uhr schickete man einen Bedienten fort, daß er ihr eine Sänfte holen sollte. Es war unmöglich, daß man eine finden konnte; und der Lakey brachte eine Lohnkutsche. Freeman hielt es für unanständig, daß er Charlotten, zu einer solchen Stunde, ganz allein in einer Miethkutsche wegfahren ließe, und erboth sich, er wollte sie nach Hause führen. Sie machete einige Schwierigkeiten deswegen. Maria aber, welche im Grunde des Herzens über einen solchen Antrag Schmerz empfand, wollte ihre Eifersucht überwinden und sagete zu ihrem Gemahle, er hätte Recht; und da Charlotte sagete, es käme ihr etwas schwer an, daß sie dieselbe allein lassen sollte, so versicherte Maria ihre Freundinn, sie hätte so große Lust zu schlafen, daß sie sich den Augenblick zu Bette legen würde.

Es war der schönste Morgen von der Welt; und Charlotte sagete zu ihrem Begleiter, es wäre Jammer und Schade, daß man sich bey einem so schönen Wetter schlafen legen sollte; und es würde ein großes Vergnügen seyn, in dem Parc spazie-

ren

ren zu gehen; er könnte es ohne Beunruhigung seiner Gemahlinn thun, die vermuthlich in einem tiefen Schlafe seyn würde. Er willigte darein. Weil es sich aber nicht würde geziemet haben, mit ihm allein in dem Parc spazieren zu gehen: so ließ sie sich zu einer von ihren Anverwandtinnen führen, welche sie bitten wollte, sie möchte sie doch begleiten. Freeman blieb in der Kutsche; und Charlotte gieng zu ihrer Anverwandtinn hinauf, die sich aber entschuldigte, daß sie nicht mitgehen könnte, weil ihr Bruder krank wäre; und sie lud sie ein, sie möchte mit ihr frühstücken. Sie nahm die Einladung an, und sagete zu Fremanen, sie sollte in diesem Hause frühstücken.

Freeman verließ sie also, und entschloß sich, allein spazieren zu gehen, weil sich seine Frau niedergeleget hätte. Indessen bekam Charlotte, welche glaubete, er wäre nach Hause zurückgekehret, nachdem sie bey ihrer Anverwandtinn gefrühstücket hatte, wiederum den Einfall, spazieren zu gehen. Sie begab sich in den Parc, und erstaunete sehr, daß sie den Herrn Freeman daselbst antraf. Sie giengen eine Stunde mit einander spazieren, worauf Freeman sie bis an die Thüre eines berufenen Caffeehauses führete, wo viele Sänften waren. Nachdem er sie nun in eine von denselben gesetzet: so begab er sich zurück.

Indessen hatte Sir Jakob nicht auf dem Lande geschlafen, wie er es wohl geglaubet hatte, sondern war sehr spät wieder nach Hause gekommen. Er verwunderte sich sehr, daß er seine Gemahlinn nicht antraf. Das Hausgesinde sagete zu ihm,

sie wäre bey ihrer Freundinn, und er konnte es sich nicht erwehren, daß er nicht eine eifersüchtige Bewegung empfunden hätte. Nichts desto weniger fassete er sich wieder einen guten Muth, indem er bedachte, Maria wäre in dieser Sache eben so wohl mit verwickelt, als er, und legete sich zu Bette. So viele Mühe er sich aber auch geben mochte, so wollte doch kein Schlaf kommen; es war bereits früh um vier Uhr, ehe er ein Auge zuthun konnte.

Als er um acht Uhr wieder aufgewachet war: so eilete er zu Marien, welche nicht ruhiger war, als er; und sein Argwohn verstärkete sich, da sie zu ihm sagete, ihr Mann wäre um fünf Uhr mit Charlotten weggegangen. Er blieb einige Zeitlang da, ohne zu wissen, wozu er sich entschließen sollte. Unter dieser Zeit trat ein Medicus von Mariens Freunden in das Zimmer. „Sie sind „doch eben nicht zu beklagen, sagete er im Scherze „zu ihr, daß Sie eine Strohwitwe sind. Sie be„finden sich in recht guter Gesellschaft. Ihr Herr „Gemahl hat sich auch wohl eben so wenig die Zeit „dürfen lang werden lassen. Ich habe ihn mit ei„nem sehr schönen Frauenzimmer an der Thüre des „und des Caffeehauses angetroffen, wo er sie in eine „Sänfte setzete.„

Ein jedes Wort, welches dieser Plauderer vorbrachte, war für Sir Jakoben und Marien ein Stich ins Herz; und da er sah, was für einen Eindruck sein Reden bey dieser letztern machete, und er dasjenige wiederum gut machen wollte, was er verderbt hatte, so setzete er mit einem ernsthaften Gesichte

sichte hinzu, das Frauenzimmer wäre gewiß keine Person, die auf gut Glück ausgienge, sondern hätte alles Ansehen einer ehrbaren und vornehmen Frau. Damit er Marien desto besser davon überredete, so schilderte er sie auf solche Art ab, daß es nicht möglich war, sich in ihrer Person zu irren.

Als er hinweggegangen war: so sahen Jakob und Maria stillschweigend einander an, und würden vielleicht einander ihren Kummer eröffnet haben, als der Hauptmann hereintrat, und zu Jakoben sagete, er hätte seine Gemahlinn bey ihrer Anverwandtinn gelassen, wo sie gefrühstücket hätte. Jakob gieng fort, um sich nach der Wahrheit zu erkundigen; und darauf erzählete Maria dem Hauptmanne, was der Medicus gesaget hatte. Der Hauptmann, welcher die Folgen von diesem Handel voraussah, gestund seiner Gemahlinn aufrichtig alles, was vorgegangen war; und da die Wahrheit ein Merkmaal bey sich führet, welches nachzumachen, nicht möglich ist, so wurde sie von der Unschuld ihres Mannes und ihrer Freundinn überzeuget, und schrieb geschwind an diese letztere, um ihr dasjenige zu melden, was vorgegangen war: ihr Brief aber kam viel zu spät.

Jakob hatte von seiner Anverwandtinn erfahren, seine Gemahlinn wäre bey guter Zeit wieder fortgegangen; und er zweifelte nicht, sie hätte die übrige Zeit in einem bösen Hause zugebracht. Er gieng ganz ergrimmt nach Hause: er fassete sich aber und fragete seine Gemahlinn mit einem gelassenen Wesen, was sie seit seiner Abreise gemacht hätte.

Charlotte war sehr verdrüßlich darüber, daß sie sich nicht bey seiner Zurückkunft zu Hause befunden hatte. Ob gleich in ihrer Aufführung nichts als etwas unschuldiges war: so merkete sie doch, daß sie unvorsichtig gewesen, und man solche übeler auslegen könnte. Sie entschloß sich also, einen Theil von der Wahrheit zu verstellen, und sagete daher zu ihrem Gemahle, Freeman hätte sie bey ihrer Anverwandtinn abgesetzet, von da sie wieder nach Hause gegangen wäre.

Weil sie das Lügen nicht gewohnet war: so wurde sie entsetzlich roth dabey, welches ihren Mann in seinem Argwohne bestärkete. Er verließ sie plötzlich und gieng in ein berufenes Wirthshaus, von da er an Freeman schrieb, er wollte mit ihm sprechen. Zum Unglücke erhielt Freeman dieses Briefchen, und begab sich also gleich nach dem bezeichneten Orte. Jakob sagete ganz kaltsinnig zu ihm: „Es ist also wahr, daß Sie meine Frau „nicht wieder gesehen, seitdem Sie solche bey ihrer „Anverwandtinn gelassen haben?„

„Wozu dienet doch diese Frage? antwortete „ihm Freeman; ich glaubete, man sollte mir „auf das erste Wort glauben.„ — Nein, Verrä„ther! sagete Jakob zu ihm, wobey er die Hand „an den Degen legete, vertheidige dich.„ — Freeman hätte nunmehr gern gewünschet, daß er ihm die Wahrheit sagen könnte. Jakob aber war in einer solchen Wuth, daß er nichts hörete; und sein Freund war genöthiget, darauf zu denken, wie er sich vertheidigen möchte. Er that es mit keinem

glück-

glücklichen Erfolge; und nachdem er einen tödtlichen Stoß empfangen, so fiel er.

Auf das Geräusch, welches in diesem Zimmer vorgieng, machete die Leute in dem Wirthshause Lärm und schrien nach Hülfe. Unter denen Personen, welche herbey liefen, fand sich auch ein Gerichtsdiener, der die Thüre einschlagen ließ, und sich Jakobs Person versicherte. Freeman, welcher fühlete, daß er seinem Ende nahe wäre, bezeugete ein Verlangen, seinem Freunde noch ein Paar Worte ingeheim zu sagen. So gleich gieng jedermann hinaus, und auch der Gerichtsdiener, welcher draußen an der Stubenthüre stehen blieb, um den Mörder zu bewachen. Freeman erzählete ihm darauf alles, was vorgegangen war, und betheuerte ihm, seine Gemahlinn wäre unschuldig.

Einem sterbenden Menschen trauet man völlig, und sein Zeugniß wird nicht in Zweifel gezogen. Jakob war also von der Unschuld seines Freundes und seiner Gemahlinn überführet, und befand sich in den aller erschrecklichsten Umständen. Freeman wurde gewahr, daß ihn sein Schicksal erweichete. Er reichete ihm die Hand und sagete mit einer schwachen Stimme zu ihm: „Ich ver„zeihe Ihnen meinen Tod, welcher eine Folge „von meiner Lüge ist. Leben Sie, und seyn Sie „der Beschützer meiner Frau und meines Sohnes. „Sie haben nur ein einziges Mittel, Ihr Leben in „Sicherheit zu setzen. Springen Sie hier zu dem „Fenster hinaus, und retten Sie sich.“

Jakob folgete diesem Rathe und entkam. Er begab sich so gar nicht einmal wieder nach

Hause, sondern reisete gleich nach einem Haven, von da er nach Holland hinüber gehen konnte. Von da schrieb er auch an seine Gemahlinn, und warf ihr ihre Verstellung und das Elend vor, worein sie ihn gebracht hätte. Charlotte, die voller Verzweifelung war, machete Anstalt, ihm zu folgen: sie hatte aber nicht Zeit dazu; denn sie vernahm, er hätte unterwegens Schiffbruch gelitten.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Sie hatten wohl mit Rechte gesaget, diese Geschichte wäre erschrecklich. Was für Unglück kann das Lügen nicht anrichten!

Jgfr. Miekchen.

Ich glaube, ich habe mich auf mein Lebenlang davon gebessert. Ja, meine liebe Gut, ich will mich lieber der Gefahr aussetzen, Schelte zu bekommen, als daß ich jemals lüge.

Madem. Gut.

Ich versichere Sie, mein Schatz, es ist gar nicht möglich, daß man auf eine Person schmählen kann, welche ihren Fehler aufrichtig gesteht. Sie sagen aber sehr wohl, es sey viel besser, daß man sich einem Verweise aussetze, als daß man lüge. — Jungfer Schönichinn wird uns die Historie vom Tobias zu erzählen anfangen.

Jgfr. Schönichinn.

Zu der Zeit, da die Juden zu Ninive gefangen waren, befand sich ein frommer Mann unter ihnen, der Tobias hieß. Er befliß sich eifrigst, jedermann mit seiner Person und seinem Vermögen zu dienen, und theilete seinen mitgefangenen

Brüdern

Brüdern und Verwandten alles mit, was er hatte. Er zog zu allen im Lande herum, und tröstete sie mit Gottes Worte. Die Hungerigen speisete er, die Nacketen kleidete er, die Erschlagenen und Todten begrub er. Darüber hatte er manchmal Verdrüßlichkeiten; denn die Gottlosen wollten es nicht leiden, daß er den Armen und Elenden so beyspränge. Seine Freunde ermahneten ihn auch, er möchte sich doch nicht in dergleichen Dinge mischen, zumal es der König übel empfände. Aber Tobias kehrete sich daran nicht, sondern fürchtete Gott mehr, als den König. Eines Males aber, als er von diesen guten Werken nach Hause kam, und müde war, setzete er sich draußen vor seiner Thüre an die Wand und schlief ein. Gerade über ihm war ein Schwalbennest; und da fiel etwas heraus ihm in das Auge, daß er blind davon wurde. Er kam darauf fast um alle sein Vermögen, und wurde so arm, daß seine Frau fleißig mit ihrer Hand arbeiten, und ihn mit Spinnen ernähren mußte. Seine Freunde lacheten ihn eben so, wie Hiobs seine, mit seiner Frömmigkeit aus, die ihm zu nichts hülfe und kein Unglück von ihm abwenden könnte. Tobias aber bestrafete sie, und tröstete sich mit einem andern Leben, wo seine Trübsal schon vergütet werden würde.

Es geschah einmal, daß seine Frau für ihre Arbeit eine junge lebendige Ziege mit nach Hause brachte. Tobias hörete das Thier meckern und befürchtete, es möchte gestohlen seyn. Er sagete es seiner Frau und that bey dieser Gelegenheit vielerley Fragen, worüber sie endlich ungeduldig

wurde. Sie gab ihm in der Bosheit allerhand lose Reden und warf ihm seine guten Werke vor. Sein Vertrauen, sagete sie, wäre nichts, und durch sein vieles Almosengeben hätte er sie eben so arm gemacht. Tobias aber litt alles mit vieler Geduld, seufzete tief, weinete und bethete zu Gott dafür.

Tobias hatte nur einen einzigen Sohn, den er in der Furcht des Herrn erzogen hatte; und er wünschete, daß er im Stande seyn und ihm eine eigene Haushaltung anrichten könnte. Er sagete daher zu ihm: Mein lieber Sohn, da du noch ein Kind wareſt, und ich ein größeres Vermögen besaß, als jetzt, habe ich einem ehrlichen Manne, der weit von hier wohnet, eine große Summe Geldes geliehen. Ich dächte, du reiseteſt dahin, und forderteſt solche ein. Er wird es dir gleich geben; und du könnteſt etwas damit anfangen.

Ich wollte das alles gern thun, mein lieber Vater, sagete der junge Tobias: aber ich weis nicht, wie ich das Geld einmahnen soll. Der Mann kennet mich ja nicht, und ich kenne ihn auch nicht. Was soll ich ihm für ein Zeichen bringen, daß er mir glaubet? Außerdem weis ich auch den Weg nicht dahin. Sein Vater antwortete ihm darauf: Ich habe hier seine Handschrift bey mir. Wenn du ihm die weisen wirſt: so wird er dir gleich das Geld auszahlen. Geh nur hin, und erkundige dich, ob du nicht einen hübschen getreuen Menschen finden kannſt, der mit dir dahin reise; wir wollen ihm gern dafür bezahlen.

Der

Der junge Tobias gieng darauf aus, und fand bald einen hübschen jungen Menschen auf der Straße stehen, der sich als ein Reisender angezogen und einen Wanderstab in der Hand hatte. Seine Gesichtsbildung gefiel ihm; und das war kein Wunder. Denn es war ein Engel, welchen Gott abgeschicket hatte, daß er den jungen Tobias in sichtbarer Gestalt begleiten sollte; daher mußte er denn wohl wie ein Mensch aussehen. Der junge Tobias grüßete ihn höflichst und erkundigte sich bey ihm nach seinen Reisen. Zu seinem großen Vergnügen erfuhr er, daß derselbe oft an dem Orte gewesen und auch jetzt wieder dahin wollte, wohin er selbst gedachte; und daß er bey eben dem Manne einzukehren pflegte, bey dem das Geld stund. Er bath ihn also, er möchte doch mit zu seinem Vater kommen. Das that er; und der alte Tobias erkundigte sich bey ihm, ob er seinen Sohn wohl mitnehmen wollte; er wollte ihm gern dafür bezahlen. Der Engel antwortete, er wollte ihn hinführen und auch gesund wieder mit zurückbringen. Zugleich tröstete er den armen blinden Mann, er sollte Geduld haben, Gott würde ihm bald wieder zu seinem Gesichte verhelfen.

Die Reise war also beschlossen und festgesetzet: und der junge Tobias machete alles zurechte, was er mitnehmen wollte. Seine Mutter aber hätte ihn nunmehr lieber da behalten und gar nicht weggelassen. Sie fieng entsetzlich an zu weinen, da er Abschied nahm, und sagete zu ihrem Manne: Ich wollte, daß das Geld nie in der Welt gewesen wäre, noch wir es gehabt hätten, darum du ihn

weggeschicket hast. Wir waren in unserer Armuth wohl zufrieden; und wir wären reich genug, wenn wir unsern Sohn bey uns hätten. So aber hast du uns den Trost unsers Alters genommen und fortgeschicket; er wird auch wohl nimmermehr wieder zurück kommen. Tobias aber tröstete sie und sagete, sie sollte nur nicht weinen, er würde frisch und gesund hin und herreisen; und der gute Engel Gottes würde ihn begleiten, daß er alles wohl ausrichten und mit Freuden wieder kommen könnte.

Sie gab sich auch endlich zufrieden; und der junge Tobias reisete fort und hatte ein kleines Hündchen bey sich, das neben her lief. Er kam an ein großes Wasser; und da wollte er sich die Füße waschen. Kaum aber hatte er solche hinein gestecket, so kam ein großer Fisch auf ihn zu, als ob er ihn gleich verschlingen wollte. Er erschrack gewaltig davor und schrie seinem Gefährten zu: Ach Herr, er will mich auffressen. Der Engel aber sagete zu ihm: Ergreif ihn bey den Floßfedern und zieh ihn heraus. Tobias haschete ihn also; und der Fisch zappelte recht vor seinen Füßen, da er ihn auf das Land brachte. Darauf mußte er den Fisch aufschneiden, und das Herz, die Galle, und die Leber herausnehmen und aufheben; denn sie wären gut zur Arzeney. Sie brieten sich etliche Stücke von dem Fische und aßen sie; das andere salzeten sie ein und nahmen es mit sich auf den Weg. Unterwegens fragete Tobias den Engel, was man für Arzeney aus denen Stücken machen könnte, die er aufheben sollen und wozu sie gut wären? Und sein Gefährte antwortete darauf: Wenn man ein Stückchen

chen von dem Herzen oder der Leber auf glühende Kohlen leget, so vertreibt der Rauch davon die bösen Geister; und die Galle ist gut für den Staar, und vertreibt die Blindheit, wenn man die Augen damit schmiert.

Jgfr. Sophia.

Des Tobias Frau war doch Hiobs seiner sehr ähnlich. Aber sagen Sie mir, meine liebe Gut, woher kömmt es, daß die Frauenspersonen viel ungeduldiger sind und nicht so viel Herz haben, als die Mannspersonen?

Fräul. Geistreich.

Das ist nur eine Verleumdung, welche die Mannspersonen wider uns vorbringen. Ich bin überzeuget, die Frauenspersonen sind so gut, als die Mannspersonen; nicht wahr, meine liebe Gut?

Madem. Gut.

Hier haben wir also einen Proceß, den ich richten soll. Ich wollte wünschen, daß ich von des Fräuleins Geistreich Meynung seyn könnte: zum Unglücke aber nöthiget mich die Wahrheit, daß ich von der Jungfer Sophien ihrer seyn muß. Es ist mir sehr leid, mein Schatz: gleichwohl aber ist es wahr.

Fräul. Geistreich.

Aber warum das, meine liebe Gut? Sind die Seelen der Mannspersonen etwa von einer vortrefflichern Natur, als der Frauenspersonen ihre?

Madem. Gut.

Ich glaube es nicht, mein Schatz. Ich bin überzeuget, alle Seelen sind einander durchaus gleich,

gleich, da sie alle nach dem Ebenbilde und der Aehnlichkeit Gottes gemacht sind.

Frl. Luise.

Das scheint mir schwer zu begreifen. Denn woher würde der ungeheure Unterschied kommen, den man unter den Geistern und Gemüthsarten antrifft? Er ist ja noch viel größer, als der Unterschied, den man unter den Gesichtern findet; und der ist doch schon sehr groß.

Madem. Gut.

Ich bin in diesem Stücke nicht recht gelehrt: indessen will ich Ihnen doch sagen, was ich davon denke. Ich verlange aber nicht, daß Sie mir weiter glauben sollen, als in so weit Ihnen das, was ich sagen werde, vernünftig vorkommen wird, und so lange bis Ihnen eine gelehrtere Person, als ich, zeiget, daß ich mich geirret habe.

Sie erinnern sich doch dessen noch wohl, meine Fräulein, was wir vor einigen Tagen von den wesentlichen Eigenschaften sageten. Wir fanden, wie mich dünket, es sey eine wesentliche Eigenschaft bey der Materie, daß sie eine Gestalt habe, es möge auch eine seyn, was es für eine wolle.

Frl. Luise.

Ich erinnere mich dessen noch sehr wohl: ich glaube aber doch, ein klein Wörtchen Erklärung in diesem Stücke werde nicht übel seyn.

Madem. Gut.

Dieser Tisch ist viereckig, der andere da ist rund. Dieser Stock ist lang und rund; diese Feder hat eine andere Gestalt, als der Tisch; mit einem

Worte,

Worte, meine lieben Fräulein, ich fordere Sie auf, daß Sie mir in der Welt etwas finden, was nicht eine Gestalt habe, sie mag nun groß oder klein seyn.

Frl. Geistreich.

Ich wette ja, meine liebe Gut. Ich habe wirklich einen Gedanken. Ich fordere einen jeden heraus, er sey wer es wolle, er solle mir doch sagen, ob der Gedanken rund oder viereckig, oder spitz ist; denn ich würde es selbst nicht sagen können.

Jgfr. Schönichinn.

Das ist sehr lustig. Würde denn ein Gedanken deswegen nichts seyn, weil er keine Gestalt hat, und alles in der Welt eine hat? Aber das kann nicht seyn; und ich urtheile, wie eine Närrinn? denn das Nichts kann ich nicht erkennen; meinen Gedanken aber kenne ich sehr wohl. Erklären Sie uns doch das, meine liebe Gut.

Madem. Gut.

Wir sind es ganz gewiß versichert, daß es keine Materie giebt, die nicht eine Gestalt hat. Wir sind es aber ebenfalls versichert, daß unser Gedanken, welcher etwas ist, keine Gestalt hat: es ist also auch ganz gewiß, daß unser Gedanken keine Materie ist.

Frl. Maria.

Was ist er denn, meine liebe Gut?

Madem. Gut.

Das Gegentheil von der Materie; weil er Eigenschaften hat, die der Materie entgegen gesetzet sind.

Jgfr.

Jgfr. Sophie.

Das verstehe ich nicht, meine liebe Gut.

Madem. Gut.

Es findet sich nichts, was nicht sein Gegentheil hat. Die Kälte ist das Gegentheil von der Wärme; das, was groß ist, von dem, was klein ist; was gut ist, von dem, was böse ist. Nun haben aber die Gegentheile Eigenschaften, die durchaus einander entgegen sind, und sie können sich niemals mit einander vereinigen. Die Materie muß also ihr Gegentheil haben; und das sind die geistigen Wesen.

Fräul. Lucia.

Was nennen Sie geistige Wesen, und wie werden wir sie erkennen können?

Madem. Gut.

Es sind diejenigen Wesen, welche solche Eigenschaften haben, die den Eigenschaften der Körper entgegen gesetzet sind. Zum Exempel, der Gedanken.

Frl. Lucia.

Ich verstehe es. Alles, was eine Gestalt haben wird, werde ich Körper oder ein materialisches Wesen nennen. Alles, was keine Gestalt haben wird, werde ich ein geistiges Wesen heißen.

Madem. Gut.

Sehr wohl. Aber merken Sie auch an, meine Fräulein, daß alle Dinge, die eine Gestalt haben, aus vielen Theilen zusammen gesetzet sind, und daß man sie vermehren oder vermindern kann. Ich kann ein Stück von diesem Tische schneiden, und das Stück, welches ich von diesem Tische abgeschnitten habe, ist ein Theil, welches ich von dem

Tische

Tische abgenommen. Ich kann ihn auch dagegen vergrößern, wenn ich ein Stück Holz hinzusetze; und das, was ich an diesem Tische gethan habe, kann ich auch an diesem Bette, an diesem Stuhle thun. Die Natur thut es alle Tage. Unsere Leiber vermehren sich äußerlich oder innerlich, so wie sich neue Theile hinzufügen. Die Bäume wachsen durch eben das Mittel. Ein Stein ist nur die Zusammenhäufung kleiner Sandkörnchen und Stäubchen, die sich versammelt und dicht an einander geklebet haben. Die Materie, welche eine Gestalt hat, hat also auch eine große oder kleine Ausdehnung. Diese Ausdehnung kömmt daher, daß sie viele Theile hat. Die Gestalt, die Theile und die Ausdehnung sind also wesentliche Eigenschaften der Materie. Begreifen Sie dieses wohl, meine Fräulein? Fräulein Verständig, wiederholen Sie es mir doch.

Frl. Verständig.

Hier habe ich einen Würfel. Er hat eine viereckige Gestalt; er ist aus vielen Theilen zusammen gesetzet; denn ich kann ihn in tausend Theile zerschmettern, wenn ich ihn mit einem Hammer zerschlage. Diese Theile, welche davon abgesondert seyn werden, werden zwar weniger Ausdehnung haben, als dieser Würfel jetzo hat: sie werden aber doch gleichwohl noch eine Ausdehnung haben.

Madem. Gut.

Sehr wohl. Wenn Sie nun etwas finden, was weder Ausdehnung, noch Theile, noch Gestalt hat: so wird solches das Gegentheil von der Materie seyn; das ist, es wird geistig seyn. Wir haben gefun-

gefunden, daß der Gedanken weder Gestalt, noch Breite, noch Länge hatte, folglich hat der Gedanken keine Theile; und er ist also geistig. Wollten Sie mir nun wohl sagen, was Ihren Gedanken hervorbringt; thut es Ihre Hand, oder Ihr Fuß?

Frl. Geistreich.

Das würde unmöglich seyn, meine Hand und mein Fuß sind Körper. Ihre wesentlichen Eigenschaften sind der geistigen Wesen ihren durchaus entgegen; folglich können sie solche nicht hervor bringen; denn sonst würden sie das geben, was sie nicht haben.

Jgfr. Schönichinn.

Ich habe allezeit geglaubet, mein Kopf brächte meine Gedanken hervor: ich habe mich aber geirret. Mein Kopf ist eben so wohl Materie, als meine Hand und mein Fuß.

Frl. Lucia.

Ist es nicht unsere Seele, welche unsere Gedanken hervor bringt? und können wir nicht daraus schließen, sie sey geistig, weil es auch die Gedanken sind, welche Kinder der Seele sind?

Madem. Gut.

Der Schluß ist richtig, mein wertheftes Fräulein. Nun wissen Sie, etwas geistiges hat keine Theile; man kann folglich auch nichts daran vermehren oder vermindern. Kann ich also nicht daraus schließen, die Seele der Kinder, welche auf die Welt kommen, sey schon so, als sie seyn werde, wenn sie zwanzig Jahre alt seyn werden; weil es eine von ihren wesentlichen Eigenschaften ist, daß sie nicht vermehret noch vermindert werden kann?

Frl.

Fräul. Luise.

Das scheint mir unstreitig zu seyn. Indessen wird doch dieser Wahrheit durch die tägliche Erfahrung widersprochen; und man sollte sagen, die Seele der Kinder wachse und vermehre sich mit ihren Leibern.

Madem. Gut.

Ich glaube, ich habe dieses unsern jungen Fräulein schon vor zwey Jahren erkläret. Sie sind aber damals nicht bey uns gewesen; und über dieses brauchen diese Sachen mehr als einmal wiederholet zu werden. Sie wissen ohne Zweifel, meine wertheſten Fräulein, daß das Gedächtniß ein körperliches Vermögen ist, das ist, daß es an unsere Körper verknüpfet ist und davon abhängt.

Frl. Luise.

Ich habe niemals davon reden hören; und ich bitte Sie, erklären Sie uns doch solches.

Madem. Gut.

Die wesentlichen Kräfte oder Vermögen unserer Seele sind der Verstand und der Wille; das ist, unsere Seele ist vermögend, zu denken und zu wollen. Sie hat ein Papier, worauf sie ihre Urtheile und ihr Wollen schreibt; und dieses Papier ist unser Gehirn, welches in unserm Kopfe eingeschlossen ist. Sie haben ohne Zweifel das Gehirn von einem Thiere gesehen. Es ist wohl keine unter ihnen, die nicht einen Lammskopf oder einen Kalbeskopf gegessen hat. Es ist eine weiche und weiße Materie. Unser Gehirn ist eben so weiß und so weich. Außer diesem Papiere, welches unsere Seele hat, hat sie auch Federn, womit sie auf dieses

Papier schreiben kann. Das sind unsere Fibern, das ist eine ungeheure Menge kleiner Fäserchen, die geschickt sind, unser Gehirn zu berühren und darauf zu schreiben.

Das ist noch nicht genug. Man brauchet etwas, diese Fibern oder Fäserchen zu bewegen, und das sind die feinsten Theilchen unsers Geblütes, welche man Lebensgeister nennet. Diese steigen unaufhörlich in das Gehirn und bewegen solches. Begreifen Sie das wohl, Fräulein Heftig?

Frl. Heftig.

Ja, meine liebe Gut. Das Gehirn ist das Papier; die Fibern sind die Federn; und die Lebensgeister sind die Finger, welche diese Federn bewegen.

Madem. Gut.

Sagen Sie mir, mein Schatz, könnten Sie wohl auf Löschpapier schreiben?

Frl. Heftig.

Das habe ich zuweilen versuchet: es war mir aber nicht möglich, dasjenige zu lesen, was ich geschrieben hatte. Es wurden Buchstaben, wie mein Finger breit, die gar keine Gestalt hatten.

Madem. Gut.

Woher kömmt denn das wohl?

Jgfr. Schönichinn.

Weil das Papier gar zu dünne und locker war.

Madem. Gut.

Und weil es nicht Leim genug hat, welches ihm eine Festigkeit und Stärke giebt, daß es hält. Ich will Ihnen noch eine andere Frage thun: Könnten Sie wohl mit einem Haare schreiben?

Jgfr.

Jgfr. Sophie.

Nein; denn es ist gar zu schwach.

Madem. Gut.

Nun wohl, meine lieben Fräulein; das Gehirn der kleinen Kinder ist überaus weich; folglich ist es wie das Löschpapier; man kann nichts leserliches darauf schreiben. Was darauf geschrieben wird, schlägt durch, und verlischt so gleich, als wenn man auf Wasser schreiben wollte. Außerdem so sind die Federn, das ist, die Fibern, noch so schwach, daß es eben so wenig möglich ist, sich deren zu bedienen, als eines Haares. Da unsere Seele also in der ersten Kindheit kein Mittel hat, ihre Begriffe aufzuschreiben: so kann sie solche auch nicht in ihrem Gedächtnisse lesen; und weil es nicht anders angeht, daß man ein Urtheil fällen und darauf eine vernünftige Begierde haben kann, als wenn man viele Begriffe mit einander vergleicht: so folget daraus, daß unsere Seele zu der Zeit noch kein Urtheil fällen kann. So wie sich nun unser Gehirn verhärtet und die Fibern Stärke bekommen, so schreibt auch die Seele ihre Gedanken auf, liest sie und handelt darnach; und sie fährt fort, solches zu thun, so lange bis das Alter ihr Gehirn dergestalt verhärtet, und ihre Fibern so steif gemacht hat, daß sie sich deren nicht mehr bedienen kann. Alsdann verfällt der Mensch wieder in die Kindheit.

Frl. Lucia.

Ich fange an, zu begreifen, wie es zugehen kann, daß Menschen, welche gleiche Seelen haben, so unterschiedene Eigenschaften und Fähigkei-

ten haben können. Das kömmt auf die Weiche oder Härte ihres Gehirns, auf die Biegsamkeit ihrer Fibern und die Menge der Lebensgeister an, welche das Blut in ihr Gehirn schicket.

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz, und daher kömmt auch der Unterschied unter den Manns- und Frauenspersonen. Wir müssen das aber nebst einigen andern sehr wichtigen Dingen, die dazu gehören, bis auf die nächste Lehrstunde verschieben und jetzt etwas vom Cyrus sagen. Das ist Ihr Werk, Fräulein Geistreich.

Fräul. Geistreich.

Als Cyrus an der Spitze seiner Hülfsvölker nach Meden gekommen war: so fand er seinen Oheim Cyaxares sehr verlegen und unruhig. Der König Astyages, sein Vater, hatte den König in Armenien genöthiget, daß er ihm einen Tribut bezahlen mußte; und es schien, dieser Herr wollte sich des Krieges zu Nutze machen, den man mit den Meden führete, damit er von der Bezahlung dieses Tributes loskäme. Cyrus hatte gute Anstalten gemacht, dasjenige zu erfahren, was in dem Königreiche Armenien vorgienge. Er erkannte also wohl, daß die Furcht seines Oheimes guten Grund hatte; und er versprach ihm, er wollte ihn bald aus dieser Unruhe und Verlegenheit herausziehen.

Das Königreich Armenien stieß an das Königreich Meden; und Cyrus stellete auf den Gränzen große Jagden an. Zuweilen zogen ihn diese Jagden in das benachbarte Königreich. Man wurde

es

es also gewohnt, ihn auf den Gränzen zu sehen, und schöpfete eben keinen Verdacht deswegen.

Eines Tages nahm er einen guten Haufen Kriegesvölker anstatt der Jäger mit sich, und war schon nahe an dem Orte, wo sich der König aufhielt, als man diesem Herrn meldete, er hätte nicht einen Augenblick Zeit mehr zu verlieren, wenn er sich retten wollte. So gleich ließ er seine Gemahlinn, seine Kinder und seine Schätze fortbringen, und befahl ihnen, sie sollten sich in die engen Wege und Päße in den Gebirgen begeben, wo es einer kleinen Anzahl Mannschaft leicht fiel, sich wider eine viel größere Anzahl zu vertheidigen. Cyrus, welcher nichts vergaß, hatte schon voraus gesehen, daß der König in Armenien diesen Entschluß ergreifen würde; und er hatte in diese engen Päße Soldaten geschickt, welche sich der Familie und Schätze dieses unglücklichen Herrn bemächtigten.

Derselbe wußte von diesem Unglücke noch nichts, sondern zog alles zusammen, was er nur in der Eile von seinen Truppen aufbringen konnte. Er stellete sich damit auf eine Höhe, und wollte versuchen, ob er sich vertheidigen könnte. Da er sich aber von allen Seiten umringet sah: so war er genöthiget, sich dem Sieger auf Gnade und Ungnade zu ergeben und zu überlassen. Auf diese Art endigte Cyrus diesen Krieg in eben dem Tage, da er ihn angefangen hatte.

Der Prinz von Persien ließ die vornehmsten Kriegesbedienten von beyden Heeren zusammen kommen und so gar die Wagen der Prinzessinnen näher heran fahren. In Gegenwart aller

dieser Personen nun sagete er zu dem gefangenen Könige: „Ich will einige Fragen an Sie thun, und „ich hoffe, Sie werden mir hierinnen die Wahrheit „sagen. Denn ist das Lügen schon in dem Munde „einer gemeinen Person verhaßt: so ist es in dem „Munde eines Großen und eines Königes noch viel „schändlicher und würde ihn auf ewig verunehren. „Sagen Sie mir also, warum haben Sie den Tri„but nicht bezahlen wollen, den Ihnen Astyages „aufgeleget hat?„

Der König von Armenien antwortete: „Weil „ich geglaubet habe, meine Ehre erforderte es, „daß ich mein Königreich meinem Sohne eben so „frey hinterließe, als ich es von meinem Vater „erhalten habe.„ — „Dieser Gedanken ist schön „und einem Könige anständig, welcher nichts ver„sprochen hat, sagete Cyrus; und Sie hätten „ihn haben sollen, ehe Sie von meinem Großvater „überwunden worden. Sie wissen, er hatte sich „Ihres Königreiches bemächtiget, und er hat es „Ihnen nur unter der Bedingung wiedergegeben, „daß Sie den Tribut bezahlen sollten. Sagen Sie „mir doch, ich bitte Sie darum, wenn Sie jeman„den unter gewissen Bedingungen eine Provinz ge„geben hätten, und er weigerte sich, diese Bedin„gungen zu erfüllen; was würden Sie wohl „thun?„

„Ich weis, ich werde mir mein Urtheil fällen, „sagete der König von Armenien: es thut aber „nichts. Ich habe versprochen, ich wolle die „Wahrheit sagen; und ich will sie sagen, wenn sie „mir gleich theuer zu stehen kömmt. Ich würde

einen

„einen solchen Menschen hinrichten lassen.“ — In diesem Augenblicke erhoben die Prinzeßinnen, welche in dem Wagen saßen, ein großes Geschrey, nicht anders, als wenn sie den König schon auf dem Blutgerüste gesehen hätten. Der König hatte einen Sohn, mit Namen Tygranes, welchen Cyrus in seiner Jugend gekannt hatte. Dieser trat heran; und nachdem er Freyheit zu reden erhalten hatte, so that er solches in diesen Worten:

„Ich will meinen Vater nicht zu entschuldigen „suchen, gnädigster Herr; ich weis, er verdienet den „Tod: ich hoffe aber, Sie werden in Betrachtung „zu ziehen geruhen, es sey weit mehr Ehre, wenn „man einem überwundenen Feinde verzeiht, als wenn „man ihn unterdrücket. Ueber dieses verbindet Sie „Ihr eigener Nutzen, daß Sie sich gegen ihn der „Gnade bedienen; denn Sie werden sich durch die„ses Mittel einen Bundesgenossen erwerben, dessen „Ergebenheit Ihnen weit nützlicher seyn wird, als „es wegen des Vergangenen geschehen ist.

„Das begreife ich nicht, sagete Cyrus. Wie „werde ich glauben können, daß uns die Freund„schaft Ihres Vaters nach seiner Empörung viel „vortheilhafter seyn werde, als vorher?“

„Ich will es Ihnen beweisen, antwortete Ty„granes. Was ist ein König, der niemals un„glücklich gewesen? Gemeiniglich ein Mensch ohne „Weisheit und Klugheit, der keinen andern Füh„rer hat, als seine Leidenschaften. Die Wider„wärtigkeit ist die Schule der Fürsten. Da lernen „sie, daß sie eben so wohl Menschen sind, als der „schlechteste von ihren Unterthanen. Mein Vater

„hat von dieser weisen Lehrmeisterinn eine große „Lehre bekommen, und Ihr Bundesgenoß ist ein „weiser und kluger Mann geworden. Nun frage „ich Sie: wie viel ist ein solcher Bundesgenoß nicht „werth? Was müssen Sie nicht außerdem von der „Erkenntlichkeit eines Prinzen erwarten, der ein „gutes Herz hat, und der Ihnen alles zu danken „haben wird, was Sie ihm lassen werden?„

„Ich gebe mich, sagete Cyrus; Sie haben „wegen Ihres Lebens nichts zu befürchten, und ich „lasse Ihnen sogar Ihr Königreich. Allein, was „werden Sie meinem Oheime zum Lösegelde für Ih„re Familie geben?„

„Ey, was könnte ich ihm wohl geben? ant„wortete der König in der größten Entzückung der „Dankbarkeit. Alles, was ich besitze, gehöret ja „ihm und Ihnen zu.„

„Ich bin mit dieser Erklärung zufrieden, sagete „Cyrus. Sie gestehen, daß Sie meinem Oheime „mehr schuldig sind, als Sie ihm jemals bezahlen „können, und folglich würden Sie der allerundank„bareste Mensch seyn, wenn Sie jemals aufhöre„ten, ihm ergeben zu seyn. Ich gebe Ihnen in sei„nem Namen Ihre Familie wieder; und die einzige „Beschwerde, die ich Ihnen auflegen will, ist, daß „Sie ihm einen größern Tribut bezahlen sollen, als „vorher. Dieß wird das einzige seyn, welches Sie „Ihres Fehlers erinnern wird. Gegenwärtig be„trachte ich Sie als einen Freund. Sehen Sie zu, „was Sie für uns in dem Kriege thun können, den „wir auf den Hals bekommen werden.„

Der

Der König von Armenien versprach dem Cyrus Soldaten, und both ihm zum Geschenke große Summen Geldes an; welche der junge Prinz aber nicht anders, als ein Darlehn, annehmen wollte, und nachher auch wirklich wieder gab.

Die Gemahlinn des Prinzen Tygranes befand sich mit unter den gefangenen Prinzessinnen. Es war noch nicht lange, daß er sich mit ihr vermählet hatte; und er liebete sie einzig und allein. Cyrus fragete ihn im Scherze: was für ein Lösegeld er ihm für sie geben wollte? „Tausend Leben, wenn „ich sie hätte,„ antwortete Tygranes mit einer lebhaften Hitze. „Das würde mir viel zu theuer zu „stehen kommen, erwiederte Cyrus, weil ich dabey „einen Freund verlieren würde; ich will sie Ihnen „daher lieber umsonst wiedergeben.„

Nach diesem ließ Cyrus große Tafeln anrichten, die man, auf seinen Befehl, aufgeschlagen hatte; und nachdem er die königliche Familie und die obersten Befehlshaber bewirthet hatte, so führete er sie wieder zurück. Unterwegens sagete er zum Tygranes: „Wo ist denn Ihr Hofmeister hinge„kommen? Ich kenne ihn noch von meiner ersten „Reise, und er schien mir ein rechtschaffener wacke„rer Mann zu seyn.„

„Ach! antwortete der junge Prinz mit Seuf„zen: die Schmeichler hatten Mittel gefunden, „das Herz meines Vaters von ihm abwendig zu „machen; und nachdem sie ihn für strafbar hatten „halten lassen, so ist er hingerichtet worden. Ei„nige Stunden vor seinem Tode empfohl er mir „nachdrücklich, ich sollte mich niemals von dem

„Gehorsame entfernen, welchen ich meinem Vater „schuldig wäre.“ — „O der vortreffliche Mann! „rief Cyrus. Erinnern Sie sich stets aller sei„ner Lehren, vornehmlich aber vergessen Sie die „letzte nicht.“

Nachdem sich Cyrus von dem Könige in Armenien trennete: so ließ er ihn voller Bewunderung über seine Klugheit und über alle seine andern Eigenschaften; und man redete an dem ganzen Hofe sonst von nichts, als vom Cyrus. Nur des Tygranes Gemahlinn sagete nichts von dem persischen Prinzen. Tygranes bemerkete das Stillschweigen seiner Gemahlinn, und fragete sie um die Ursache desselben. „Was soll ich denn wohl von diesem „Prinzen sagen? antwortete sie ihm; ich habe ihn „ja nicht angesehen.“ — „Wie ist das glaublich? „sagete ihr Gemahl darauf. Sie haben ja viele „Stunden in seiner Gesellschaft zugebracht. Wo„mit beschäfftigten Sie sich denn da?“ — Mit „demjenigen, gab sie ihm zur Antwort, welcher sa„gete, er wollte tausend Leben für mich hingeben, „wenn er sie hätte.“

Madem. Gut.

Da haben Sie ein schönes Beyspiel, meine Fräulein: aber ihm wird von dem jungen Frauenzimmer heutiges Tages gar nicht nachgeahmet. Man kann die Abschilderung aller jungen Leute sicher von ihnen verlangen; und wenn sie dieselben auch nur ein einziges Mal sollten gesehen haben, so können sie solche doch so malen, daß nicht ein einziger Zug daran fehlet. Dieses ist der Sittsamkeit sehr

zuwider,

zuwider, welche die schönste Zierde der Personen des weiblichen Geschlechtes ausmachen soll.

Jgfr. Landmänninn.

Ich bewundere die Geschicklichkeit, womit Tygranes das Gemüth des Cyrus lenkete, damit er ihn vermöchte, daß er seinem Vater verziehe. Er sagete nicht zu ihm, er sey unschuldig; er suchet nicht einmal seinen Fehler zu entschuldigen. Das würde vermögend gewesen seyn, den Cyrus aufzubringen. Er giebt es zu, er habe den Tod verdienet; denn er weis wohl, daß man einer vernünftigen Person die Waffen nimmt, wenn man saget: Ich habe Unrecht.

Madem. Gut.

Die Betrachtung der Jungfer Landmänninn ist vortrefflich. Eine Person ist wider Sie erzürnet, weil sie glaubet, Sie hätten einen Fehler begangen. Sie mögen nun schuldig oder unschuldig seyn, so hüten Sie sich ja, daß Sie ihr nicht widersprechen; Sie würden sie dadurch in Grimm bringen. Ich habe vergangenes Jahr eine Frau gesehen, der man so viele böse Streiche gespielet hatte, daß ihr die Geduld entgieng, und sie sagete, sie wollte sich gewiß rächen. Ein vernünftiger Mensch, der aber damals gar nicht nach der Vernunft handelte, unternahm es, ihr unumstößlich darzuthun, sie thäte unrecht, daß sie sich erzürnete, und sie müßte den Vorsatz, sich zu rächen, fahren lassen. Diese zur Unzeit geschehene Vorstellung stürzete sie in eine Art von Wuth. Sie schwur, sie wollte viel eher das Haus in Brand stecken,

und

und ihrer Feindinn das Herz durchstoßen. Sie erstickete fast vor Wuth und wäre beynahe in Verzuckungen gerathen. In dem Augenblicke kam eine andere Person, die sich nach der Ursache des Streites erkundigte, und ganz kaltsinnig sagete, eine solche Beschimpfung wäre durchaus gar nicht auszustehen noch zu dulden; kurz, er trat der Empfindlichkeit der beleidigten Person bey. Nach und nach, so wie sie redete, besänftigte sich der Zorn derselben, und es kam so weit, daß sie sich gänzlich beruhigte. „Wie nun? sagete der andere zu ihr, Sie sind ja „jetzo ganz besänftiget; haben Sie denn vergessen, „daß wir noch ein Haus in Brand zu stecken und „einer Frau das Herz zu durchbohren haben? Ich „sage es Ihnen, ich würde nicht das geringste da„von nachlassen.„ Die Frau, welche so sehr im Zorne gewesen, fieng an zu lachen; und der zur Unzeit vernünftige Mann erlernete, man müsse sich niemals einem Strome widersetzen, sondern ihm vielmehr seinen Lauf erleichtern, wofern man ihn nicht die größten Verheerungen wolle anrichten sehen. — Fahren Sie fort, Fräulein Verständig, und sagen Sie uns etwas von America.

Fräul. Verständig.

Canada ist zwar eigentlich nur eine kleine Provinz: man begreift aber doch das ganze Land darunter, welches gegen Mittag von Neu-England und Luisiana begränzet wird. Man höret aber, daß heute zu Tage ein großer Streit unter den Engländern und Franzosen wegen der Gränzen dieses Landes ist, und Krieg geführet wird.

Eine

Eine jede von beyden Nationen behauptet, es komme ihr das Eigenthum von noch einem Stücke dieses Landes zu. Gott gebe doch, daß sie sich bald vergleichen! Meine liebe Gut saget, wir sind nicht geschickt genug, zu entscheiden, wer Recht hat: also wünsche ich nur, daß sie bald einig werden. Die vornehmsten Städte der Franzosen in diesem Lande sind Quebeck, welches ihnen aber die Engländer jetzt weggenommen haben, Montreal und die drey Flüsse oder les trois Rivieres. Es giebt auch eine große Anzahl kleiner Festungen oder Forts darinnen.

Der Fluß St. Florenz fließt in Canada. Er ist an vielen Orten über eine Meile und an seiner Mündung, oder da, wo er in das Meer fällt, funfzig Meilen breit. Die Schifffahrt auf demselben ist wegen der Menge Felsen, die sich darinnen befinden, sehr gefährlich. Es giebt darinnen große Wasserfälle, welche man Sprünge nennet; das Wasser fällt nämlich oben von der Höhe eines Felsen herunter. Die beyden größten Wassersprünge sind die bey Niagara und Saint-Louis. Bilden Sie sich einmal einen Felsen ein, meine lieben Fräulein, welcher zwo Meilen lang ist; und das ist der Niagara. Von der Höhe dieses Felsen nun, welcher überaus hoch ist, fällt der ganze Fluß herunter, und bildet im Herunterfallen gleichsam ein Tafeltuch vom Wasser, welches ein entsetzliches Geräusch machet, das man viele Meilen weit höret.

Frl. Luise.

Wie machet man es denn, wenn man auf diesem Flusse reiset? Es hat nicht das Ansehen oder

einige

einige Wahrscheinlichkeit, daß man Schiffe darüber führen könne.

Madem. Gut.

Die großen Schiffe gehen nicht weiter, als bis Quebeck; und wenn man nach Montreal gehen will, so hat man welche, die noch anders gebauet sind. Nachher reiset man nicht anders, als in Canoten.

Frl. Maria.

Ich weis nicht, was ein Canot ist.

Madem. Gut.

Es ist ein kleines Fahrzeug, welches aus Baumrinden gemacht, und auf eine geschickte Art mit einem Faden von eben den Rinden zusammen geheftet ist. Die größten können acht Menschen in sich halten. Die Wilden sind überaus geschickt, ihre Canote zwischen den Felsen hindurch zu führen; und wenn sie schwere Fahrten antreffen, so nehmen sie das Fahrzeug auf den Kopf, und gehen so lange zu Lande, bis sie eine leichtere Fahrt gefunden haben. Dieses nennen sie eine Uebertragung machen. Nennen Sie uns doch die vornehmsten Wilden, Fräulein Verständig, welche dieses Land bewohnen.

Frl. Verständig.

Das sind die Huronen, die Algonquinen, die Iroquesen, die Ilinesen, die Ootawaier, die Assinipoilen, die Siuxe und viele andere.

Fräul. Heftig.

Wächst denn auch Korn und andere Sachen in diesem Lande?

Madem.

Madem. Gut.

Ja, seitdem die Europäer da sind. Vorher gaben sich die Wilden nicht die Mühe, das Land zu bauen.

Jgfr. Schönichinn.

Und wovon lebeten sie denn, wenn sie kein Korn und andere Gewächse hatten?

Madem. Gut.

Von der Jagd und Fischerey. Dieses Land ist voller Gebirge und Seen, welche ihnen genug gaben, wovon sie leben konnten. Die Wilden in diesen Gegenden sind zu gleicher Zeit sehr gefräßig und sehr mäßig, nachdem sie wenig oder gar nichts zu essen haben. Weil sie den größten Theil ihres Lebens auf der Jagd zubringen: so müssen sie sich das Fasten wohl angewöhnen.

Frl. Maria.

Mein Papa geht fleißig auf die Jagd: er fastet aber deswegen nicht, sondern kömmt wieder nach Hause und ißt; oder er bringt auch wohl etwas zu essen mit; warum thun die Wilden nicht eben das?

Madem. Gut.

Es ist ein großer Unterschied unter ihrer und unserer Jagd. Bilden Sie sich ein, mein Schatz, dieses weitläuftige Land sey so zu sagen nichts anders, als ein unermeßlicher Forst. Es giebt Oerter, wo man drey bis vierhundert Meilen weit Gehölze findet. Die Wilden versammeln sich im Anfange des Herbstes oder Weinmonates haufenweise in diesen weitläuftigen Waldungen; um ihre Jagd zu verabreden. Vordem hatten sie kein anderes

deres Gewehr, als Bogen und Pfeile; jetzt haben sie auch Flinten. Ihr ganzer Vorrath, womit sie sich versorgen, ist Pulver und Bley; und ein jeder hat hinten auf seinem Rücken einen Sack, worinnen er Mehl von indianischem Korne hat. Das ist alles, was sie zu einer Jagd von dreyen Monaten wenigstens mitnehmen.

Jgfr. Sophie.

Aber wie können sie diese ganze Zeit über von so wenigem Mehle leben? Wo schlafen sie in diesen großen Wäldern? Nehmen sie keine Kleider mit sich, damit sie sich anders anziehen können, wenn sie durch und durch naß sind, einige Hemden wenigstens?

Madem. Gut.

Ich will alle Ihre Fragen nach der Reihe beantworten. Sie erlegen in diesen Wäldern Thiere, ziehen sie darauf ab, damit sie die Felle bekommen, und essen das Fleisch. Zuweilen essen zehn Mann daselbst in einem einzigen Tage so viel Fleisch, als hier wohl ihrer funfzig essen könnten. Ihr Mehl heben sie auf die unglücklichen Zeiten auf, wo sie nichts schießen; und alsdann nehmen sie eine Handvoll davon, feuchten es mit einem wenig Wasser an, und rühren es um; und da haben sie denn eine Mahlzeit auf den ganzen Tag. Daher habe ich Ihnen eben gesaget, sie wären mäßig und gefräßig zu gleicher Zeit, nachdem sie Lebensmittel haben. Weil es ihnen nicht an Holze fehlet, so machen sie den Abend ein großes Feuer an, und legen sich dabey nieder. Andere machen sich geschwind

schwind eine Hütte von Zweigen. Noch andere graben große Löcher in den Schnee und kriechen da hinein. Man giebt vor, sie lägen darunter sehr warm. Wenn ihre Kleider durchnässet sind: so trocknen sie sich wieder bey einem großen Feuer. Was ihre Hemden betrifft, so wechseln sie damit nicht oft; und sie behalten sie so lange an, bis sie ihnen stückweise vom Leibe fallen. Wenn Sie ihnen ein weißes Hemde geben: so ziehen sie solches über das schmutzige; und es finden sich einige unter ihnen, die oft vier bis fünf Hemden über einander anhaben.

Fräul. Lucia.

Pfui die garstigen Leute! Sie haben doch gar keine Reinlichkeit. Wenigstens kann man ihnen nicht Schuld geben, daß sie bey ihren Kleidungen Eitelkeit haben.

Madem. Gut.

Ich bitte um Verzeihung, mein Schatz; sie haben viel Eitelkeit; und daher legen sie sich an, das ist, sie malen sich den ganzen Leib und das Gesicht. Für die Mannspersonen ist es ein großer Putz, wenn sie eine große gemalete Schlange auf dem Gesichte haben; sie bilden sich ein, dieses mache sie ihren Feinden fürchterlich. Einige malen sich mit rother und andern Farben: diejenigen aber, welche wollen, daß solches beständig dauere, machen es folgender Gestalt. Sie ritzen sich mit der Spitze einer Nadel Schrammen; das ist, sie zeichnen etwas auf ihre Haut, und ritzen solche auf; darauf streuen sie Schießpulver hinein und zünden

es hernach an. Dieses machet solche Zeichen, die ihr Lebenlang bleiben.

Fräul. Charlotte.

Man muß den Henker im Leibe haben, wenn man zur Lust so viele Schmerzen ausstehen kann.

Madem. Gut.

Und das Frauenzimmer, welches sich in eine steife Schnürbrust zwängt, daß es ersticken möchte, damit es nur eine schöne Taille habe; diejenigen, die sich gar zu knappe Schuhe machen lassen, und die Füße hineinzwängen, damit sie nur einen niedlichen Fuß haben; diejenigen, die sich drey Stunden lang von einem Perükenmacher die Haare raufen lassen; die sich der Gefahr aussetzen, daß ihnen die Ohren verbrannt werden; welche die Nacht ohne Schlaf zubringen, weil ihre Papierwickel oder Papilloten sie daran verhindern: alle diese Frauenspersonen, sage ich, sind die nicht eben so ausschweifend, als die Wilden?

Frl. Luise.

Das ist sonderbar. Ich wurde von der Ausschweifung dieser Völker gerühret, und dachte nicht daran, daß meine noch viel größer ist. Denn kurz, sie legen sich, auf ihr ganzes Leben, nur einmal an; und die Strafe, die ich mir auflege, um der Mode zu folgen, fängt alle Tage wiederum an. Legen sich denn die wilden Frauenspersonen auch an?

Madem. Gut.

Nein, sondern sie haben Kleidungen und Putz. Ich habe einen von ihren Galaröcken gesehen.

Es

Es war eine Art von einem ledernen Sacke ohne die geringste Falte, unten mit einer Troddel, die aus einem kleinen Bestecke bestund, welches fast wie eine Glocke gemacht war. Man findet es an dem Schwanze derer Schlangen, die man deswegen Klapperschlangen nennet.

Frl. Luise.

Ich wollte wohl wetten, diese armen elenden Weiber halten sich darinnen für eben so geschmücket und geputzt, als ich in meinen Kleidern mit Golde und in meinen Diamanten.

Madem. Gut.

Ganz gewiß, mein Schatz; der Putz besteht nur in der Einbildung.

Frl. Maria.

Ich begreife es gar wohl, daß die Wilden genöthiget gewesen, diese erschrecklichen Jagden zu halten, ehe die Europäer sie den Feldbau gelehret. Aber warum geben sie sich noch jetzo so viele Mühe? Würde es nicht viel leichter und bequemer für sie seyn, wenn sie so, wie unsere Pachter, lebeten?

Madem. Gut.

Die Europäer würden ihnen aber die zum Feldbaue nöthigen Dinge nicht umsonst geben. Damit sie solche von ihnen bekommen, so geben sie ihnen die Felle von den Thieren, die sie erleget haben; und folglich sind sie verbunden, noch ferner auf die Jagd zu gehen. Außerdem so sind die Wilden höchst träge. Sie lassen es sich drey Monate lang des Jahres sauer werden, und geben

sich so viele Mühe, damit sie das Vergnügen haben, daß sie die übrige Zeit nichts thun dürfen. Sie wollen in der Unabhängigkeit leben, und schätzen sich sehr glücklich, daß sie keinem Menschen einige Verbindlichkeit haben.

Frl. Luise.

Darinnen haben sie Recht. Ich glaube, ein Mensch, welcher keines andern nöthig hätte, könnte als ein vollkommen glücklicher Mensch angesehen werden.

Madem. Gut.

Das wird man dereinst untersuchen müssen; heute ist es zu spät.

Das XXVIII Gespräch.

Frl. Luise.

Sie haben das letzte Mal gesaget, meine liebe Gut, Sie wollten den Satz untersuchen, den ich Ihnen vorbrachte. Ich habe seit unserer letzten Lehrstunde viel darüber gedacht. Die Freyheit ist das kostbarste unter allen Gütern; und mich dünket, ein Mensch, welcher alles dessen nicht nöthig hat, was ihn umgiebt, ist wahrhaftig frey.

Madem. Gut.

Ja, beynahe so, wie es die Lacedämonier waren. Ihre Republik war für sie die ganze Welt. Weil sie darinnen alles fanden, was sie nöthig hatten: so war ihnen das Uebrige der Erde gleichgültig.

gültig. Sie würden sich wenig um dessen Untergang bekümmert haben; denn sie hatten nichts von dessen Erhaltung.

Frl. Luise.

Löschete denn etwan ihre Unabhängigkeit die Regungen der Menschlichkeit bey ihnen aus?

Madem. Gut.

Ich glaube es wenigstens; und ich bin innerlich überzeuget, es entstehen daraus, daß wir einander beständig nöthig haben, tausenderley Tugenden, und unter andern auch die Menschlichkeit.

Frl. Luise.

Allein, wir sind doch wahrhaftig Sclaven derjenigen, von denen wir etwas hoffen. Wie ich nun gesaget habe, so sehe ich die Freyheit als das größte Gut unter allen an. Wir vertauschen also unsere Freyheit, welche ein großes Gut ist, gegen unsere Bequemlichkeiten und Grillen, welche kleine Güter sind. Ist es nicht so klar, als der Tag, daß uns dieser Tausch sehr nachtheilig ist?

Madem. Gut.

Fräulein Luise wird eine fürchterliche Gegnerinn. Sie setzet Grundsätze; sie zieht Folgen daraus. Man muß gleichwohl versuchen, ihr ein wenig zu widersprechen. Mich dürket, mein Schatz, es würde dienlich gewesen seyn, daß Sie mit einer guten Erklärung der Freyheit angefangen hätten. Vielleicht verstehen Sie darunter die eine Sache, und ich die andere. Wenn man disputiren will: so muß man erst einander recht verstehen.

Jgfr. Schönichinn.

Warum glauben Sie, daß das Fräulein Luise mit Ihnen disputiren will? Ich halte es für viel zu gesittet dazu.

Madem. Gut.

Da haben wir gerade das, was ich gesaget habe, mein Schatz. Es ist viel daran gelegen, daß man den Sinn der Wörter recht verstehe. Zum Beyspiele, mein Schatz; disputiren und streiten oder zanken sind zwo sehr unterschiedene Sachen. Disputiren heißt eine andere Meynung haben, als diejenige Person, mit der man spricht, und sie vorbringen. Das ist nichts böses. Sie wissen wohl, daß wir niemanden auf sein Wort glauben sollen, und daß man seine Gründe untersuchen und ihm die unserigen sagen muß. Das heißt disputiren; und so oft man solches mit Sanftmuth, Bescheidenheit und Höflichkeit thut: so ist es nichts böses; sondern es vergnüget und vertreibt die Zeit vielmehr. Wird man hingegen dafür, daß man seine Gründe vorbringen sollte, hitzig und zornig; saget man grobe Worte: so heißt solches zanken und streiten; und das thun ehrbare und wohlgezogene Leute niemals. Ich will einige Fragen an Sie thun, Fräulein Luise; belieben Sie mir darauf zu antworten.

Besteht die Freyheit darinnen, daß man alles böse thut, was einem einfällt?

Frl. Luise.

Vielleicht glauben solches einige Personen: allein, das ist nicht die Freyheit, wovon ich rede,

welche

welche das kostbarste unter allen Gütern ist. Es ist vielmehr ein Glück, diese Freyheit zu verlieren.

Madem. Gut.

Sollte sie denn wohl darinnen bestehen, daß man sich vielmehr um zehn, als um zwölf Uhr niederlegen, und nach seinem Belieben aufstehen oder liegen bleiben darf, daß man viel eher ein blaues als ein grünes Kleid anziehe, und tausenderley andere dergleichen Dinge mehr thue oder lasse?

Frl. Luise.

Das hat seine Annehmlichkeit. Es freuet einen, wenn man dergleichen Kleinigkeiten nach seinem Gefallen wählen kann. Ich gestehe gleichwohl, daß dieses gar zu wenig ist, als daß man das Glück oder Unglück einer vernünftigen Person darauf gründen wolle.

Madem. Gut.

Lehren Sie uns denn, was Sie durch die Freyheit verstehen.

Frl. Luise.

In Wahrheit, ich weis es für mich selbst nicht recht; und ich will Ihnen daher die Meynung anderer Menschen davon sagen. Die Römer zum Beyspiele waren die ganze Zeit über frey, so lange ihre Republik dauerte; unterm Julius Cäsar aber verloren sie ihre Freyheit.

Madem. Gut.

Sehr wohl. Eine Nation ist, nach Ihrer Meynung, frey, wenn sie keinen unumschränkten Herrn hat. Ich halte mich deswegen an das Beyspiel der Römer: ich melde Ihnen aber, daß dieses Beyspiel

ganz das Gegentheil von demjenigen thun wird, was Sie davon erwarten; und daß, wenn Sie es in der Nähe untersuchen, Sie finden werden, die römische Republik sey gar nicht der Mittelpunct der Freyheit, sondern vielmehr die Wohnung des Despotismus oder der herrischen Gewalt und der Tyranney, gewesen. Ich wollte wünschen, daß ich mich gleich jetzo in diesen Beweis einlassen könnte: allein, unsere jungen Fräulein wissen die römische Historie noch nicht, und würden die Hälfte von dem, was ich sagen würde, nicht begreifen.

Jgfr. Schönichinn.

Wenn Sie aber die Gütigkeit hätten, und uns die römische Historie lehreten: so würden wir im Stande seyn, es zu begreifen.

Madem. Gut.

Wie mögen wir aber so viele Arbeit übernehmen? Wir haben schon weit mehr, als wir bestreiten können.

Fräul. Geistreich.

Hören Sie, meine liebe Gut; es giebt ein Mittel, alles das mit einander zu vergleichen. In der Lehrstunde des Nachmittages wollen wir die Historien aus der heiligen Schrift, und die aus der alten Geschichte wiederholen, und von Zeit zu Zeit einige kleine Erzählungen und ein wenig Naturlehre hinzuthun, wenn Sie so gütig seyn und uns etwas davon sagen wollen. In der Morgenlehrstunde können wir etwas von der römischen Historie sagen; und das wird uns schließen und urtheilen lehren. Gehöret die Wissenschaft zu

schließen

schließen und zu urtheilen, wie es sich gehöret, nicht mit zur Weltweisheit?

Madem. Gut.

Eigentlich gehöret sie zu der Logik oder Vernunftlehre: doch das läuft auf eines hinaus. Wenn man so, wie es sich gehöret, denken und schließen will, so ist es nothwendig, daß man richtige Begriffe habe. Ich nehme Ihren Entwurf an: ich wiederhole es aber, es ist gar zu viel.

Fräul. Heftig.

Sie können Ihre Lehrstunden ja länger machen. Sie haben Ihre Wette gewonnen, wie Sie sehen, meine liebe Gut; Sie könnten mich den ganzen Tag bey sich behalten; die Zeit würde mir gar nicht lang werden. Ich würde so gar wünschen, daß der Tag noch länger wäre. Ich habe noch so viel zu lernen, daß ich in meinem zwanzigsten Jahre noch nicht die Hälfte davon wissen werde.

Madem. Gut.

Darauf habe ich nichts zu antworten. Fräulein Verständig, geben Sie uns einen kurzen Begriff von der Stiftung der Stadt Rom.

Frl. Verständig.

Man saget, Aeneas, ein trojanischer Prinz, soll nach Italien gekommen und in dem Lande der Lateiner ausgestiegen seyn. Daselbst vermählete er sich mit ihres Königes Tochter Lavinien. Er hatte einen Prinzen, mit Namen Ascanius, welcher ihm nachfolgete; und es gab viele Könige aus diesem Stamme. Einer von ihnen hinterließ zween Prinzen, Amulius und Numitor. Numitor, als der älteste, hätte regieren sollen: sein Bruder

Amulius aber vertrieb ihn von der Regierung, brachte darauf dessen männliche Erben insgesammt um und steckete dessen Tochter, Rhea Silvia, in ein Kloster unter die Vestalinnen. Dieses waren geweihete Jungfrauen, welche sich nicht verheurathen durften. Rhea Silvia aber machete sich an einen vornehmen Kriegesbedienten und bekam zween Söhne von ihm. Hierüber wurde ihres Vaters Bruder, der König Amulius, sehr böse, ließ ihr die Kinder wegnehmen und solche in den Fluß, die Tiber, werfen. Sie trieben aber an einem einsamen Orte an das Land; und da soll eine Wölfinn die armen Kinder haben weinen hören, und ihnen zu saugen gegeben haben. An diesem einsamen Orte fand sie einer von des Königes Hirten, und brachte sie seiner Frau mit nach Hause, die sie denn auferzog. Als sie groß wurden, so zeigeten sie mehr Herz und Verstand, als andere ihres Gleichen. Ihr Pflegevater mochte es auch wohl gewußt oder doch gemuthmaßet haben, daß sie aus königlichem Stamme wären: er hatte es ihnen aber nicht sagen wollen, bis ihn die Noth dazu zwang. Nun war einer von ihnen, nämlich Remus, denn der andere hieß Romulus, von seinen Feinden gefangen und bey dem Könige angegeben worden, daß er ein Straßenräuber wäre. Er sollte also hingerichtet werden; und da sagete es der Hirt dem Romulus, von was für einem Herkommen sie wohl seyn möchten. Romulus nahm daher geschwind einige junge Leute zu sich, machete seinen Bruder Remus los, und entdeckete ihrem noch lebenden Großvater Numitor, wer sie wären.

wären. Seine Leute gesellten sich zu ihnen und erschlugen den König Amulius; worauf denn Numitor wieder zur Regierung kam. Es wollten aber die beyden Brüder, Romulus und Remus, nicht bey ihm bleiben, sondern an dem Orte, wo der Hirt sie gefunden hatte, eine eigene Stadt bauen. Sie thaten es: doch wurden sie bald deswegen uneinig, und Remus hatte das Unglück, daß er von seinem Bruder Romulus erschlagen wurde, welcher die neuerbauete Stadt nach seinem Namen Rom nannte.

Fräul. Maria.

Aber, meine liebe Gut, wer half denn dem Romulus diese Stadt bauen?

Madem. Gut.

Ungefähr dreyhundert Hirten, welche ihre ersten Einwohner waren.

Jgfr. Schönichinn.

Das war also vielmehr ein Dorf, als eine Stadt. Ich habe mir einen ganz andern Begriff von Rom gemacht, und es für überaus groß gehalten. Wir haben zu Hause ein Gemälde, worauf die Entführung oder der Raub der Sabinerinnen vorgestellet ist; da hat die Stadt Rom prächtige Thore und sehr schöne Häuser.

Madem. Gut.

Das machet, weil der Maler ein unwissender Mensch gewesen, und nichts von der Historie verstanden. Rom war bey seinem Ursprunge weder prächtig, noch bevölkert. Es ist wahr, es blieb nicht lange in diesem Zustande, und Romulus fand ein Mittel, solches zu bevölkern. Fräulein Verständig,

ständig, sagen Sie doch diesen Fräulein, wie er das anfieng.

Fräul. Verständig.

Er ließ einen kleinen Wald, der dicht an der Stadt lag, unter dem Scheine eines sonderlichen Gottesdienstes zu einer Freystäte machen. Er ließ nämlich überall ankündigen, es sollten alle diejenigen, welche etwan ein Verbrechen begangen oder sonst böse Händel hätten, an diesem Orte Sicherheit haben, und er und seine Hirten wollten sie vertheidigen. So gleich liefen die Diebe, die Räuber, die Mörder, die bösen Schuldner, welche nicht bezahlen konnten und sich fürchteten, sie möchten in das Gefängniß kommen, und diejenigen, welche nichts zu leben hatten, aus allen Landen dahin; und Romulus befand sich bald drey tausend drey hundert Mann stark.

Jgfr. Sophie.

Gestehen Sie nur, meine liebe Gut, daß er eben so gut würde gethan haben, wenn er sich zum Haupte einer Räuber- oder Spitzbubenbande gemacht hätte. Wie konnte man sicher zu Rom leben? Es mußte daselbst ja gefährlicher seyn, als in einem Walde.

Madem. Gut.

Hierinnen muß man eben des Romulus Verstand und seine großen Gaben bewundern, mein Schatz; weil er Mittel und Wege fand, alle diese Leute guten Gesetzen zu unterwerfen, die sie mit vieler Schärfe und genau beobachteten.

Frl.

Frl. Luise.

Mich dünket, meine liebe Gut, sie haben ihre Lebensart oder Handthierung eben nicht verändert. Sie waren Privatdiebe und Räuber und wurden nachher öffentliche Räuber. Denn kurz um, sie hatten kein Recht auf das Land, welches um sie her lag; und Numitor hatte dem Romulus nur einen Bezirk von ungefähr einer starken Meile nach unserm Maaße gegeben; folglich raubeten sie alles das Land, was sie noch darüber hatten.

Madem. Gut.

Geben Sie auf dasjenige wohl Achtung, mein liebes Fräulein, was ich Ihnen sagen will. Es sind nicht alle Kriege und alle Erwerbungen neuer Länder ungerecht. Ich sehe nicht, daß Romulus jemand angegriffen hat. Er vertheidigte sich nur; und das ist erlaubet. Es ist so gar erlaubet, Vergütungen von seinem Feinde zu fordern, der uns mit Unrechte angegriffen hat. Romulus verlangete Land; und dabey war nichts Böses.

Fräul. Charlotte.

Und wer ernährete alle diese Leute, ehe sie das Land hatten?

Madem. Gut.

Haben Sie denn nicht gehöret, Numitor habe dem Romulus einen Bezirk von einer guten starken deutschen Meile gegeben? Er theilete dieses Stück Land in drey ungleiche Theile; und das größte davon theilete er zu gleichen Theilen unter diejenigen aus, die sich die Mühe gaben, es zu bauen. Es hatte also jedermann zu leben, wenn er arbeitete.

Fräul.

Fräul. Charlotte.

Ich begreife wohl, daß ein einzelner Mensch von seiner Arbeit leben kann: aber wie konnten diejenigen, welche eine große Familie hatten, ihre Kinder ernähren?

Fräul. Verständig.

Die ersten Römer hatten weder Frau noch Kinder. Es waren lauter Mannspersonen, die entweder niemals verheurathet gewesen, oder ihre Weiber verlassen hatten.

Fräul. Heftig.

Wie hat denn die Stadt Rom so lange dauern können; wenn die ersten Römer weder Frauen noch Kinder gehabt haben?

Madem. Gut.

Sie bekamen bald welche, meine lieben Fräulein; und das wird Ihnen das Fräulein Verständig erzählen.

Fräul. Verständig.

Da Romulus sah, daß die meisten von denjenigen, die zu ihm kamen, keine Frauen hatten: so schickete er Gesandte in alle benachbarte Städte und ließ um ihre Töchter für seine Einwohner zur Ehe anhalten. Sie wurden aber aller Orten abgewiesen. Die Sabiner ließen es nicht dabey bewenden, daß sie ihnen ihr Ansuchen abschlugen, sondern sie verhöhneten sie auch noch und sageten: wenn Romulus eine Freystäte für die Weibespersonen errichten wollte, die nichts taugeten, so wie er für die Böswichter unter den Mannspersonen gethan hätte: so würde er Weiber genug bekommen. Romulus ärgerte sich über diese Antwort

wort sehr, und gedachte, er wollte es ihnen schon vergelten. Er ließ kund machen, er wollte zu Ehren des Neptuns ein großes Fest anstellen, welches drey Tage dauern sollte. Alle Einwohner aus den benachbarten Städten kamen haufenweise nach Rom, und vornehmlich die Sabiner mit ihrem Frauenzimmer. Sie sahen ihre Lustbarkeiten mit Vergnügen an; und die Römer bathen, nach dem ersten Tage, die Fremden sehr höflich, sie möchten doch in ihre Stadt kommen. Sie bewirtheten und beherbergeten sie in ihren Häusern, und machten sich der Gelegenheit zu Nutze, ihre Töchter kennen zu lernen. Den andern Morgen, da sie wieder einer neuen Lustbarkeit zusahen, gab Romulus ein Zeichen; und sogleich ergriff ein jeder unverheuratheter Römer ein Mägdchen, nahm es auf seinen Arm und trug es in sein Haus. Alsbald wurden die Thore zugeschlossen, und Romulus ließ noch an eben diesem Tage alle diese Mägdchen mit ihren Entführern, nach den Gebräuchen des Landes, trauen.

Frl. Lucia.

Ach, meine liebe Gut, ich bekomme einen rechten Haß gegen den Romulus. Es würde viel besser gewesen seyn, wenn er alle diese armen Mägdchen hätte umbringen lassen, als daß er sie genöthiget hat, Männer zu nehmen, welche sie nicht kannten und folglich auch nicht lieben konnten.

Madem. Gut.

Ich habe Ihnen vor einiger Zeit gesaget, die Heurathen aus vernünftigen Ursachen wären viel glücklicher, als diejenigen, die aus Neigung geschlossen

würden.

würden. Hier haben Sie einen Beweis davon. Einige Zeit darnach gab man denen von diesen Weibern, die mit ihren Männern nicht zufrieden wären, die Erlaubniß, solche zu verlassen und wieder in ihr Land zurück zu kehren: es fanden sich aber nur ihrer zwo, welche sich dieser Erlaubniß zu Nutze macheten; und sie betheureten insgesammt, sie wären mit dem Betragen ihrer Männer gegen sie so gut zufrieden, daß sie lieber sterben, als sie verlassen wollten.

Frl. Lucia.

Die Römer müßten sich sehr gut und gefällig gegen sie erwiesen haben, daß sie sich solche so ergeben gemacht; und ich begreife nicht, wie sich dergleichen Menschen in so kurzer Zeit also hätten verändern können.

Madem. Gut.

Sie höreten den Augenblick auf, Bösewichter zu seyn, da sie sich der Arbeit und denen weisen Gesetzen unterwarfen, die ihnen Romulus gab. Damit ich Ihnen einen Begriff von seiner Menschlichkeit gebe: so will ich Ihnen nur ein einziges Stück davon erzählen. Es war unter den Heyden eine starke Gewohnheit, daß sie die Kinder tödteten, welche schwach und ungestalt zur Welt kamen, wie bey den Lacedämoniern. Romulus aber, der viel weiser und menschlicher war, als Lykurgus, führete dieses Gesetz nur mit einem großen Widerwillen ein; und damit er es unnütz machete, so verordnete er, es sollten die Aeltern nicht eher Erlaubniß haben, diese unglückseligen Kinder zu tödten, als nach Verlauf dreyer Jahre; nicht allein deswegen, weil es sehr wohl geschehen könnte, daß sie

in

in diesen dreyen Jahren stärker würden, sondern auch, weil er dachte, es sey nicht möglich, daß es so rauhe und wilde Aeltern gäbe, die ein armes Kind tödten könnten, welches sie drey Jahre lang würden erzogen und dessen unschuldige Liebkosungen angenommen haben. Weil sich indessen doch von Zeit zu Zeit einige grausame und unmenschliche Aeltern sehen lassen, welche ihre Kinder hassen: so verordnete Romulus, welcher alles voraus sah, man sollte, ehe man diese armen Kinder umbrächte, erst die vornehmsten Anverwandten von väterlicher und mütterlicher Seite zusammen berufen und ihr Gutachten darüber einholen.

Frl. Lucia.

Sie haben das Mittel gefunden, mich mit dem Romulus wieder auszusöhnen. Ich verzeihe ihm den Frauenzimmerraub wegen derer Gesetze, die er machete, um den kleinen Kindern das Leben zu erhalten.

Frl. Heftig.

Ich bitte Sie, sagen Sie uns doch, wie war die Regierung der Römer beschaffen; und war nicht Romulus der erste König in Rom?

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz. Er ließ alle Einwohner in Rom zusammen kommen und fragete sie, was für eine Regierungsart sie zu haben wünscheten. Sie antworteten ihm, die monarchische, und erwählten ihn zu ihrem ersten Könige. Indessen war seine Gewalt doch nicht unumschränket. Er hatte hundert Männer ausgesuchet, welche so zu sagen, die Landstände oder ein Parlement ausmacheten.

Man nannte sie den Rath oder Senat; und Romulus war verbunden, ihn in wichtigen Sachen und Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen. Das Volk mußte auch bey gewissen Angelegenheiten den Ausspruch thun.

Frl. Luise.

Das ist gerade eben die Regierungsart, die ich liebe; ein König, dessen Gewalt durch das Ansehen eines Parlementes und des Volkes eingeschränket ist.

Madem. Gut.

Das ist in einem Wahlreiche vortrefflich: in einem Erbreiche aber ist es, nach meiner Meynung, die allergefährlichste und unbequemste Sache, die sich am wenigsten schicket.

Jgfr. Landmänninn.

Zum Glücke haben Sie uns erlaubet, daß wir uns nicht eben an Ihre Meynung halten sollen. Ich gestehe es Ihnen, ich würde Ihre in diesem Stücke niemals annehmen können. Ich hasse den Despotismus, oder die herrische Gewalt, und die gar zu große Freyheit. Ich liebe ein gerechtes Mittel unter beyden; und ich glaube, ich finde solches in der ersten Regierungsart der Stadt Rom.

Madem. Gut.

Ich liebe, wie Sie, eine Freyheit, die von der herrischen Gewalt und der Ungebundenheit gleich weit entfernet ist. Mein Abgott ist die Freyheit; ich will es Ihnen wohl gestehen; und eben deswegen bin ich der monarchischen Regierung mehr zugethan und gewogener. Was ich Ihnen sage,

kömmt

kömmt Ihnen ausschweifend vor. Ich verzeihe es Ihnen, daß Sie solches glauben: ich bitte Sie aber, schieben Sie Ihr Urtheil so lange auf, bis die Folge der römischen Historie entscheidet, ob ich Recht oder Unrecht habe. — Belieben Sie fortzufahren, Fräulein Verständig.

Fräul. Verständig.

Die meisten von denen Mägdchen, welche die Römer geraubet hatten, waren Sabinerinnen, und ihre Aeltern, Brüder und Anverwandten konnten es nicht verschmerzen, daß sie ihnen so mit List und Gewalt waren entzogen worden. Sie rüsteten sich also zwey Jahre lang, um sich an den Römern deswegen zu rächen, und beredeten auch andere Völker, daß sie ein gleiches thun möchten. Die thaten es gleich: sie wurden aber von den Römern geschlagen. Dadurch ließen sich die Sabiner nicht abschrecken, sondern rücketen vor die Stadt Rom, sie zu belagern. Die Festung dieser Stadt lag auf einem großen Felsen. Der Befehlshaber darinnen war Tarpejus, dessen Tochter Tarpeja hieß. Dieses unglückselige Frauenzimmer hatte das Gold sehr lieb; und weil die sabinischen Soldaten an ihren Armen Ringe trugen, welche so aussahen, als wenn sie von diesem kostbaren Metalle wären, so wünschete sie sehr, solche zu haben. Sie ließ also dem Könige der Sabiner, Tatius, hinterbringen, sie wollte ihm das Thor der Festung eröffnen, wenn er ihr das geben wollte, was seine Soldaten an dem Arme trügen; denn sie wußte nicht, daß solches Braceletten oder Armbänder hieß. Tatius

versprach ihr mit einem Schwure, sie sollte das haben, was seine Soldaten an ihren Armen trügen, ohne daß er sich weiter darüber erklärete. Als sie ihnen nun das Thor aufgemacht und sie hinein gelassen hatte: so warfen sie alle ihre Schilde, die sie auch an den Armen hatten, auf sie; und sie wurde unter deren Last ersticket.

Indessen waren die Römer aufgewachet und griffen zun Waffen. Es kam zu einem so grimmigen Gefechte, daß zu befürchten war, die Römer und Sabiner würden die Waffen nicht eher verlassen, als bis sie einander bis auf den letzten Mann erschlagen hätten. Die Sabinerinnen aber konnten es nicht mit ansehen, daß ihre Männer so von ihren Vätern und Brüdern, oder diese von ihren Männern sollten umgebracht werden. Sie nahmen daher ihre kleinen Kinder auf ihre Arme, und liefen also mit zerstreueten Haaren mitten zwischen die beyden fechtenden Parteyen. Dieses nöthigte sie alle beyde, denen sie auf gleiche Art lieb waren, die Waffen sinken zu lassen. Darauf sageten sie zu ihren Aeltern, sie wären mit ihren Männern so wohl zufrieden, daß man sie erst umbringen müßte, ehe man solchen das Leben nehmen sollte. Sie brachten sie auch endlich dahin, daß sie es sich gefallen ließen, mit ihnen Friede zu machen. Es wurde beschlossen, die Römer und Sabiner sollten zusammen nur ein einziges Volk ausmachen, und Tatius sollte nebst dem Romulus König seyn.

Jgfr.

Jgfr. Schönichinn.

Sie haben gesaget, meine liebe Gut, die Frauenspersonen hätten nicht so viel Herzhaftigkeit, als die Mannspersonen. Sie sehen aber doch gleichwohl, daß sich die Sabinerinnen nicht fürchten, sich dem Tode auszusetzen, und daß sie mitten unter die bloßen Schwerter laufen, wovon sie wohl konnten verwundet oder getödtet werden.

Frl. Lucia.

Dieß erinnert mich auch daran, daß Sie uns physische Beweise von dem Vorzuge der Mannspersonen vor den Frauenspersonen versprochen haben; und die haben Sie uns noch nicht gegeben.

Madem. Gut.

Ich habe Ihnen nicht gesagt, daß die Mannspersonen den Frauenspersonen vorzuziehen wären, sondern nur daß diese letztern weniger Stärke und Herzhaftigkeit hätten, als die erstern. Nun sind aber die Stärke, die Herzhaftigkeit und die Tapferkeit nicht immer gute Eigenschaften.

Jgfr. Sophia.

In Wahrheit, meine liebe Gut, Sie denke auf eine sonderbare Art von einer großen Menge Sachen. Zum Beyspiele, ich habe niemals sagen hören, außer von Ihnen, die Stärke, die Tapferkeit und die Herzhaftigkeit wären keine gute Eigenschaften.

Madem. Gut.

Damit wir wissen, ob ich oder andere unrecht denken: so müssen wir unsere verschiedenen Meynungen untersuchen: und Ich verspreche Ihnen, ich will meine sogleich fahren lassen, so bald Sie mir be-

weisen werden, sie sey unrecht. Was glauben Sie wohl, Fräulein Luise, wer hat mehr Herzhaftigkeit gehabt, Cyrus oder der Dieb, den man gestern aufgehänget hat?

Frl. Luise.

Ich glaube, darunter ist nicht die geringste Vergleichung. Cyrus hatte sie.

Madem. Gut.

Ich komme immer wieder auf meine alte Art und Weise, meine lieben Fräulein. Sie ist beschwerlich, und man muß sich dabey sehr binden: aber sie ist sicher. Ich muß Erklärungen haben. Was verstehen Sie unter Herzhaftigkeit?

Frl. Luise.

Man saget, ein Mensch hat Herz oder ist herzhaft, wenn er sich ohne Furcht den größten Gefährlichkeiten aussetzet. Ich werde also sagen, die Herzhaftigkeit ist die Verachtung der Gefahr und alles dessen, wovor sich die gemeinen Menschen am meisten fürchten, als zum Beyspiele der Tod, das Leiden, die Verachtung u. d. g.

Madem. Gut.

Ich halte mich an diese Erklärung; und ich behaupte daraus, der Dieb habe mehr Herzhaftigkeit, als der Held und der Landbezwinger. Von hundert Dieben oder Räubern verlieren wenigstens neunzig das Leben durch des Henkers Hand; und von hundert Landbezwingern oder Helden entgehen mehr, als die Hälfte, dem Tode, dem sie in den Schlachten trotzen. Die Unsterblichkeit, der Ruhm, die Ehre, die Belohnungen, zuweilen die Pflicht selbst, muntern die Helden auf; und diese glänzende

Aussicht

Aussicht ist sehr vermögend, sie über die natürliche Furchtsamkeit zu erheben. Der Räuber erwartet nur Schande, Schmach und Strafe. Sie sehen vollkommen wohl ein, daß er weit mehr Stärke brauchet, als der Held; weil er nichts zu hoffen und alles zu fürchten hat. Die Herzhaftigkeit an sich selbst ist also keine lobenswürdige Eigenschaft; und sie hat so gar oftmals die Wildheit oder Verzweiflung zum Grunde. Die Bewegungsgründe, welche sie wirksam machen, bestimmen den Begriff, den man von ihr haben muß. Die Frauenspersonen dürfen folglich deswegen nicht für geringer angesehen werden, als die Mannspersonen; weil die Beschaffenheit ihres Leibes ihren Seelen ordentlicher Weise nicht erlaubet, eben so viel Verachtung des Todes und des Leidens zu haben, als die Mannspersonen.

Fräul. Lucia.

Ich habe Ihnen zwo Fragen zu thun. Ist der Leib der Frauenspersonen von der Mannspersonen ihrem unterschieden? Zum andern, was für ein Verhältniß kann es unter dem Baue des Körpers und der Herzhaftigkeit haben, welche eine Eigenschaft der Seele ist?

Madem. Gut.

Ich habe Köpfe von Manns- und Frauenspersonen gesehen, und es fand sich ein Unterschied in den Knochen. Ich erinnere mich dessen gleichwohl nicht gar zu recht mehr. Mich dünket aber, die Köpfe der Frauenspersonen haben mehr Nähte, als der Mannspersonen ihre.

Fräul. Maria.

Giebt es denn Nähte in den Köpfen der Manns- und Frauenspersonen?

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz; unser Kopf besteht aus vielen Knochen, die beynahe wie eine Säge oder wie ein Kamm gemacht sind; und das ist so richtig ausgeschnitten, daß die Zähne, oder wenn Sie wollen der Anschrot, des einen Knochens sich mit des andern Stückes seinen genau zusammen fügen, und dicht in einander passen. Außer diesem Unterschiede aber sind die Knochen der Frauenspersonen ordentlicher Weise nicht so grob und so hart, als der Mannspersonen ihre; ihre Fibern sind viel zarter, ihr Gehirn ist viel weicher. Alle diese Dinge machen sie nicht so stark, als die Mannspersonen, aber viel empfindlicher bey dem Schmerze und nicht so vermögend, solchen zu ertragen. Mit dieser natürlichen Schwachheit vereiniget sich noch der Unterschied der Erziehung. Man gewöhnet die Mannspersonen in der Jugend zu einer weit heftigern Uebung, als die Frauenspersonen; und die Weichlichkeit, worinnen man uns erzieht, trägt nur gar zu viel zu der Schwachheit bey, die man an uns bemerket.

Sie fragen mich, wie diese Schwäche des Körpers einen Einfluß in die Eigenschaften der Seele haben könne. Ohne Zweifel haben Sie vergessen, daß der Leib das Werkzeug ist, dessen sich die Seele bedienet, um alles dasjenige zu erkennen, was sie umgiebt. Das Gehirn einer Frauensperson, welches viel weicher ist, als einer Mannsperson ihres,

empfängt

empfängt viel lebhaftere, aber lange nicht so dauerhafte Eindrücke, und folglich sind solche auch nicht vermögend, sich eine beträchtliche Zeitlang zu erhalten. Hieraus sehen Sie, woher die Frauenspersonen überhaupt mehr Kleinmüthigkeit haben, als die Mannspersonen; woher sie sich vor den Gespenstern fürchten, den Träumen glauben, abergläubig sind. Alle diese Gegenstände machen einen weit lebhaftern Eindruck bey ihnen, als bey den Mannspersonen. Daher kömmt es auch, warum sie nicht zu den höhern oder abstracten Wissenschaften geschickt sind. Ihre Fibern sind viel zu zart, als daß sie stark könnten angestrenget, gespannet werden; und sie laufen Gefahr, zu zerspringen, wenn man sie nicht oft nachläßt.

Frl. Luise.

Das heißt auf gut Deutsch, sie würden Gefahr laufen, närrisch zu werden, wenn sie sich eben den Wissenschaften ergäben, worauf sich die Mannspersonen legen; das ist sehr demüthigend.

Madem. Gut.

Nein, mein Fräulein, das ist nicht demüthigend. Haben Sie es sich wohl jemals einfallen lassen, und sich darüber geschämet, daß Sie nicht in der Luft reisen können, wie die Vögel?

Frl. Luise.

Nein, gewiß nicht, meine Natur ist, ich soll gehen und nicht fliegen.

Madem. Gut.

Nun wohl, Ihre Natur ist, sie sollen die anmuthigen Wissenschaften, die zur Zierde sind, trei-

ben. Die Frauenspersonen kommen darinnen gemeiniglich besser fort, als die Mannspersonen. Glauben Sie mir, mein Schatz, die Vortheile sind gegen einander abgewogen; und wenn die Mannspersonen einige Vortheile haben, die uns fehlen, so haben wir auch welche, die ihnen nicht natürlich sind, und die sie nur selten besitzen.

Fräul. Lucia.

Meine liebe Gut, ich mache hier eine Betrachtung. Nämlich, ich habe bisher von einer Menge Sachen falsche Begriffe gehabt; und ich sehe, dieser Fehler kömmt daher, daß ich niemals die eigentliche Bedeutung der Wörter in meiner Sprache recht gewußt habe.

Madem. Gut.

Das ist ein sehr allgemeiner Fehler. Wir nehmen mit der Erlernung der Sprache die Vorurtheile derjenigen an, die sie uns lehren; und das sind gemeiniglich Personen von einer solchen Dummheit, daß man es sich nicht einbilden kann. Es scheint, man suche ausdrücklich solche Ammen und Kinderwärterinnen aus, die keine gesunde Vernunft haben, worauf hernach Bediente kommen, die nicht besser sind. Es ist daher von der äußersten Wichtigkeit, wenn man in die vernünftigen Jahre kömmt, daß man die Kraft und den Gehalt der Wörter sorgfältig untersuchet und abwiegt, und zusieht, ob sie auch eigentlich die Sache bedeuten, wovon sie uns das Bild oder den Begriff vorstellen. Wenn das nicht geschieht, so laufen wir Gefahr, uns beständig zu betriegen. —

Wir

Wir wollen wieder auf des Romulus Geschichte kommen. Wie theilete er die Einwohner seiner neuen Stadt ein?

Fräul. Verständig.

In zwo Classen, in die Patricier und Plebejer; das ist in die Adlichen und Gemeinen, oder diejenigen, die nicht von Adel waren. Zu gleicher Zeit wurde ausgemacht, es sollten nur die von Adel oder die Patricier die Aemter und Bedienungen verwalten können; das ist, alle Würden und Ehrenstellen wurden der kleinen Anzahl vorbehalten, und die größte auf immer davon ausgeschlossen.

Madem. Gut.

Nun, Fräulein Luise, wie reimen Sie dieses mit der Freyheit?

Frl. Luise.

Es war ungerecht: aber ich finde nicht, daß es die Freyheit verletzete. Romulus zwang niemand, daß er nach Rom kommen und da wohnen sollte. Diejenigen, welche dieses Gesetz nicht nach ihrem Sinne gefunden hätten, durften sich ja nur hinweg begeben und anderswo aufhalten.

Madem. Gut.

Sehr wohl. Aber finden Sie, daß Aeltern ihre Nachkommenschaft auf eine nachtheilige Art verbinden können? Ich will setzen, ich sey zweyhundert Jahre nach der Stiftung der Stadt Rom geboren worden. Mein Vater war ein Plebejer oder von den Gemeinen, und ich bin es folglich auch. Ich habe alle nöthigen Eigenschaften, zu den größten Bedienungen zu kommen; indessen habe

habe ich doch nicht die Freyheit, darnach zu streben. Ich muß, ungeachtet meiner Gaben, meine Tage in der Dunkelheit und einem niedrigen Leben zubringen, unterdessen daß ich über meinem Kopfe Leute sehe, die nicht so viel werth sind, als ich, und die weiter keine Verdienste haben, als daß sie geborene Patricier sind. Wenn mir das verdrüßlich fällt, sagen Sie: so darf ich nur aus dem Lande gehen. Das ist doch ein vortreffliches Mittel! Meine ganze Freyheit besteht also darinnen, daß ich mich entweder aus dem Lande verbanne, oder in der Mittelmäßigkeit lebe, ohne die Hoffnung zu haben, daß ich jemals herauskommen werde.

Frl. Sturm.

Mich dünket, das mußte eine andere übele Wirkung hervorbringen. Es waren gleichsam zwey Völker, die in Rom lebeten, und deren Bestes so von einander abgesondert war, daß sie gar keine Ergebenheit gegen einander haben mußten.

Madem. Gut.

Romulus sah dieses voraus und glaubete, er könnte solchem dadurch abhelfen, daß er den plebejischen oder gemeinen Familien erlaubete, sich einen Beschützer, einen Patron unter den Patriciern zu erwählen. Diejenigen, welche diese Wahl trafen, wurden Clienten genannt; und sie hatten gegenseitige Verbindlichkeiten. Sagen Sie uns doch solche, Fräulein Verständig.

Fräul. Verständig.

Setzen Sie, meine Fräulein, es hätten sich zwanzig gemeine Familien unter den Schutz eines Patriciers begeben; man sagete, dieser Mann

wäre

wäre ihr Patron, und sie seine Clienten. Hatte ein Client einen Proceß: so war sein Patron verbunden, seine Sache zu führen, ihn seinen Richtern zu empfehlen. Griff man ihn an: so übernahm der Patron seine Vertheidigung. Hatte der Patron einen Streithandel: so legeten alle seine Clienten die Trauer an; sie begleiteten ihn, um ihm Ehre zu erweisen. Wollte er eine Bedienung erhalten: so gaben sie ihm ihre Stimmen. Sie waren auch verbunden, ihm in allen seinen Bedürfnissen an die Hand zu gehen. War sein Haus abgebrannt: so mußten seine Clienten es ihm wieder aufbauen helfen. War er arm, und hatte keine Mittel, seine Töchter auszustatten: so mußten die Clienten einen Brautschatz oder eine Aussteuer unter sich zusammen bringen. Der Patron und die Clienten durften niemals einen Proceß mit einander haben, und man konnte sie nicht verbinden, ein Zeugniß wider einander abzulegen; das ist, wenn zum Beyspiele ein Patron, in Gegenwart seines Clienten, jemand getödtet hatte, so konnte der Richter diesen Clienten nicht nöthigen, daß er wider ihn schwur und ihn anklagete. Alle diese Pflichten der Patrone und Clienten waren heilig; und man konnte solche nicht unterlassen, wofern man nicht ein Heiligkeitsschänder, und bey jedem zum Abscheue werden wollte. Der erste der beste hatte Erlaubniß, einen Menschen zu tödten, welcher diese Pflichten unterlassen hatte.

Madem. Gut.

Meine Fräulein, wir lernen die Historie nicht bloß, damit wir unsere Neugier befriedigen, und uns

uns die Zeit vertreiben, sondern unser vornehmster Endzweck muß seyn, daß wir unsere Sitten und unsern Verstand bilden wollen. Ich möchte denn also wohl wissen, was Sie von dem Mittel denken, welches Romulus ergriff, die Patricier und Plebejer oder die Adlichen und Gemeinen mit einander zu vereinigen. Was denken Sie davon, Fräulein Geistreich?

Fräul. Geistreich.

Es scheint mir, die Plebejer waren gleichsam Sclaven der Patricier; und sie hatten bey diesem Handel mehr zu verlieren, als zu gewinnen.

Frl. Lucia.

Ich finde nur einen Vortheil für die Plebejer. Nach meiner Meynung aber war solcher sehr beträchtlich. Die Eitelkeit, der Nutzen der Patricier war, daß sie eine große Anzahl Clienten hatten. Den Plebejern stund es frey, zu wählen; und sie wähleten ohne Zweifel denjenigen, den sie für den rechtschaffensten Mann hielten, und bey dem sie am meisten Güte und Leutseligkeit antrafen. Folglich waren die Patricier verbunden, alle diese Tugenden zum Nutzen der Plebejer auszuüben, welche fast allezeit versichert waren, daß ihnen von ihren Patronen gut würde begegnet, und sie von denjenigen geliebkoset werden, die es werden wollten.

Fräul. Geistreich.

Das heißt, es war eine gegenseitige Sclaverey. Die Plebejer bezahleten mit ihrem Vermögen und ihren Personen den Schutz ihrer Patronen, welche

welche hinwiederum durch ihre Gütigkeiten und Tugenden die Ergebenheit ihrer Clienten bezahleten.

Fräul. Luise.

Das Fräulein Lucia hat Recht. Wenn es eine Art von Sclaverey war: so war es denjenigen vortheilhaft, die darunter waren.

Madem. Gut.

Die Sclaverey, die Unterwerfung, die Unterthänigkeit sind denn also wohl nicht immer ein Uebel? Die Clienten verloren ihre Freyheit in vielerley Absicht, weil es ihnen nicht frey stund, zum Exempel, ihren Patronen nicht beyzustehen. Sie verloren die Macht, wider sie vor Gerichte zu klagen, sie belangen zu können; und diese Aufopferung ihrer Freyheit, diese Sclaverey war ihnen vortheilhaft. Wir wollen fortfahren; wir werden noch viele andere Beweise von der Wahrheit meiner Meynung, und von der Falschheit des Fräuleins Luisen ihrer finden, die ich wiederholen will, damit sie solche wieder in die Gedanken bekommen.

Ein wahrhaftig freyer Mensch ist derjenige, welcher alles dessen nicht nöthig hat, was ihn umgiebt. Die Freyheit ist das größte unter allen Gütern.

Sie sehen, mein Schatz, es war ein Glück für die Patricier und Plebejer, daß sie einander nöthig hatten; und daß ihre Abhängigkeit und ihre Unterwerfung ihnen weit größere Vortheile verschaffeten, als die Freyheit.

Jgfr.

Jgfr. Sophie.

Das Fräulein Verständig hat uns gesaget, die Plebejer wären verbunden gewesen, denen Patriciern, welche Bedienungen haben wollten, ihre Stimmen zu geben. Ich verstehe nicht recht, was das sagen will.

Madem. Gut.

Damit Sie solches recht verstehen, so muß ich Ihnen erklären, wie die Regierungsart der Römer beschaffen gewesen. Nachdem Romulus sie hatte zusammen kommen lassen: so ließ er sie eine Regierungsart wählen, was für eine sie wollten. Sie beliebeten die vermischte Regierungsart; das ist, sie theileten die Gewalt unter einen König, den Adel und das Volk. Sie wissen wohl, meine Fräulein, daß ein Staat, der durch einen König regieret wird, monarchisch ist, daß derjenige, der von den Vornehmen oder dem Adel regieret wird, aristokratisch ist; und daß derjenige, worinnen das Volk herrschet, demokratisch ist. Diese dreyerley Arten von Regierung gab es zu Rom. Der König entschied allein gewisse Angelegenheiten: bey den meisten aber mußte er den Senat, das ist die Versammlung der Vornehmen oder Adlichen, zu Rathe ziehen; endlich gab es auch einige Sachen, welche für das gesammte Volk überhaupt gehöreten, als die Wahl eines Königes, oder auch die Erwählung zu einigen andern Würden. Hier hatte nun ein jeder die Macht, zu sagen, daß er diesen oder jenen dazu haben wollte; und das nennet man, einem seine Stimme geben.

Fräulein

Fräulein Verständig, sagen Sie uns doch, wie starb Romulus.

Fräul. Verständig.

Ich habe gesaget, als die Römer mit den Sabinern Friede macheten: so wurde beschlossen, es sollten die beyden Völkerschaften oder Nationen künftig nur eine ausmachen; und Tatius, König der Sabiner, sollte nebst dem Romulus regieren. Nach Verlaufe dreyer Jahre wurde Tatius von den Laviniern ermordet; weil er einige Räuber und Mörder nicht hatte strafen wollen, die ihnen Schaden zugefüget hatten. Romulus herrschete darauf allein. Weil er nun seine Gewalt recht befestiget sah: so fieng er an, die Sachen nach seinem Kopfe einzurichten, und nahm sich nicht erst die Mühe, daß er den Senat deswegen zu Rathe zog. Die Rathsherren oder Senatoren wurden daher sehr ergrimmt wider ihn, und sucheten, ihn aus dem Wege zu räumen. Das war aber sehr schwer; denn Romulus wurde von dem Volke angebethet. Man giebt vor, sie hätten sich alle zusammen verschworen, und den Romulus in dem Rathe umgebracht. Damit sie nun verhinderten, daß ihre Missethat nicht entdecket würde, so zerschnitten sie seinen Leichnam in kleine Stücke; und ein jeder Rathsherr nahm eins davon unter seinem Kleide mit sich.

Indessen war das Volk sehr unruhig darüber, daß sich Romulus nicht mehr sehen ließe. Man suchete ihn aller Orten; und das machete die Rathsherren sehr bange. Einer von ihnen aber fand ein Mittel, diesen Nachsuchungen auf einmal

ein Ende zu machen. Er sagete zu dem Volke: „Ihr Römer, suchet den Romulus nur nicht wei„ter auf Erden; ich habe ihn in vollem Glanze der „Herrlichkeit schimmern gesehen; und er hat mir „gesaget, Jupiter habe ihn hinweg genommen, „daß er ihn unter die Götter setzen wolle.„ Das Volk glaubete dieser Fabel. Denn es erschien eben ein Komet; und der kam den Rathsherren sehr zu Statten, daß sie das Volk hintergehen konnten. Sie gaben vor, und versicherten es hoch und theuer, das wäre Romulus, der sich unter dieser neuen Gestalt sehen ließe.

Frl. Geistreich.

Sie haben uns neulich versprochen, Sie wollten uns erklären, was ein Komet wäre, und noch sonst etwas, worauf ich mich nicht recht besinne. Ach! war es nicht die Electricität?

Madem. Gut.

Das soll auf das nächste Mal geschehen. Wir müssen noch etwas von den Römern sagen. Romulus, welcher viele Klugheit besaß, suchete in seinem Kopfe die Mittel, seine neue Stadt zu erhalten und zu vergrößern. Er muthmaßete gar wohl, daß die benachbarten Städte Rom nicht ohne Misgunst ansehen, sondern vielmehr suchen würden, es zu zerstören. Rom brauchete daher Soldaten. Damit es nun solche hätte: so beschloß er, jeder Römer sollte ein Soldat seyn; das ist, er sollte verbunden seyn, bis in ein gewisses Alter die Waffen zu führen. Unter dieser Bedingung gab er einem jeden Manne ein gewisses

Stück

Stück Feld. Die Römer waren also Ackersleute, wenn man sie in Ruhe ließ; und wenn man sie angriff, so verließen sie den Pflug und nahmen den Degen. Sie thaten es bey Lebzeiten des Romulus vielmals, und trugen stets den Sieg davon. Da die Völker, welche sie angriffen, sich geschlagen sahen: so verlangeten sie Friede; und Romulus bewilligte ihnen solchen nicht anders, als unter der Bedingung, sie sollten ihm eine gewisse Strecke Landes geben. Alsdann sagete er zu denen Leuten, die er in dem Kriege gefangen bekommen hatte: Wenn ihr bey uns bleiben wollet, so sollet ihr römische Bürger werden, und ich will euch ein Stück Feld geben, das euer seyn soll. Der größte Theil von diesen Gefangenen, die in ihrem Lande nichts eigenes hatten, nahm seinen Vorschlag an. Er gewann also allemal, so oft man ihn angriff, Land und Leute. Rom hatte auch vor des Romulus Tode schon ansehnlich zugenommen. — Leben Sie wohl, meine wertheſten Fräulein; ich will die Kometen nicht vergessen; und wir wollen damit unsere nächste Lehrstunde beschließen.

Das XXIX Gespräch.

Madem. Gut.

Fräulein Heftig, fahren Sie doch mit der Historie vom Tobias fort, wenn es Ihnen beliebet.

Frl. Heftig.

Tobias und sein Wegweiser kamen an eine Stadt, wo sie durch mußten; und da fragete der junge Tobias seinen Reisegefährten, wo sie einkehren wollten? Ey, wo sonst, antwortete der Engel, als bey deinem Vetter Raguel; der wohnet hier. Er hat eine hübsche Tochter, und die könntest du wohl heurathen. Raguel hatte auch sonst kein Kind mehr, als diese Tochter. Sie hieß Sara und war sehr schön, und dabey sehr reich, dem ungeachtet aber sehr unglücklich. Man hatte sie schon siebenmal verheurathet. Gleich den ersten Abend aber, wenn ihre Männer sich niederlegen wollten, so wurden sie von dem bösen Geiste umgebracht.

Das warf ihr nun einmal die Magd ihres Vaters vor, als wenn sie daran Schuld wäre. Vermuthlich hatte sie der Magd einen scharfen Verweis worüber gegeben, und daher wurde solche böse und schalt sie eine Männermörderinn. Sie sagete, sie wollte sie gewiß auch eben so umbringen, als sie die sieben Männer umgebracht hätte. Dieser Vorwurf that der unschuldigen Sara sehr weh: sie sagete aber nichts darauf, und begegnete dem gottlosen Menschen nicht übel. Sie gieng vielmehr ganz betrübt hinauf in ihre Stube und weinete und bethete daselbst recht sehr zu dem lieben Gotte, er möchte ihr doch solchen unverdienten Schimpf und Schmach nicht anthun lassen. „Du weißt, Herr, sagete sie, daß ich eben keinen „Mann begehret habe, und daß ich meine Seele „von aller bösen Lust rein behalten; ich habe mich

„auch

»auch nicht zu leichtfertigen Leuten gesellet, und »ich habe nicht aus Vorwitz, oder um mein eigen »zu werden, geheurathet, sondern bloß aus Gehor»sam gegen meine Aeltern eingewilliget, einen »Mann zu nehmen. Vielleicht aber bin ich ihrer »oder sie sind meiner nicht werth gewesen, und du »hast mich noch einem andern vorbehalten. Denn »dein Rath steht nicht in unserer Macht. Das »weis ich aber gewiß, wer Gott dienet, der wird »aus der Trübsal erlöset; und wenn ich im Ehe»stande leben soll, so wirst du mir denjenigen schon »schicken, für den du mich bestimmet hast, und ihn »auch gnädig bewahren.«

Gott erhörete auch das Gebeth der frommen Sara; und der Engel rieth dem jungen Tobias zu, er sollte bey ihrem Vater um sie anhalten; er würde sie ihm wohl geben; und diese Heurath würde auch seinen Aeltern lieb seyn. »Ich weis »nicht, sagete der junge Tobias; meine Aeltern »haben sonst kein Kind mehr; und wenn ich um»käme, so würden sie vor Herzeleid sterben. Denn »ich habe gehöret, dieß Mägdchen sey schon an »sieben Männer vertrauet worden; die sind alle »todt; und man saget, der böse Geist soll sie um»bracht haben.«

»Das ist wahr, antwortete der Engel: aber »das machete, sie waren ihrer nicht werth. Ich »will dir sagen, über welche der Teufel Gewalt »hat. Ueber diejenigen, welche Gott verachten, »und nur wie das dumme Vieh heurathen, und »keine gute Absichten dabey haben. Du aber »wirst dich davor in Acht nehmen. Wenn du

„mit deiner Braut in die Kammer kömmst: so „mußt du die drey ersten Nächte nicht mit ihr zu „Bette gehen, sondern fleißig bethen. Dabey „mußt du ein Stück von der Fischleber auf glü„hende Kohlen legen, so wird der Teufel vertrieben „werden.

Der junge Tobias entschloß sich, er wollte dem Engel folgen. Sie kehreten also bey Raguels ein, und dem gefiel er gleich; er sagete auch zu seiner Frau, der junge Mensch sähe ihrem Vetter Tobias recht ähnlich. Er erkundigte sich, wo sie herkämen, und ob sie auch wohl den alten Tobias kenneten, von dem er viel Gutes erzählete. „Wir „kennen ihn ganz gut, sagete der Engel, und er „ist eben dieses jungen Menschen Vater.„ Das machete ihnen in dem ganzen Hause eine große Freude; und Raguel stellete deswegen ein großes Gastmahl an. Der junge Tobias aber wollte nicht eher essen und trinken, als bis er ihm eine Bitte gewähret, und seine Tochter Sara versprochen hätte. Hierüber erschrack Raguel sehr, und wußte nicht, was er darauf antworten sollte. Denn er dachte, es möchte ihm eben so gehen, wie es den andern ergangen war, denen er seine Tochter gegeben hatte; und das wollte er doch nicht gern. Der Engel aber redete ihm zu und sagete, er sollte sich nur nicht scheuen, ihm das Mägdchen zu geben, sie wäre ihm bescheeret, weil er Gott fürchtete, und es würde ihnen nichts wiederfahren. Auf solches Zureden nahm denn Raguel endlich die Hand seiner Tochter, und schlug sie dem Tobias in die Hand und wünschete, Gott möchte es

ihnen

ihnen wohl gehen lassen. In seinem Herzen aber war er noch immer betrübt, und ließ daher mitten in der Nacht ein Grab machen, worinnen sie den jungen Tobias vor Tage heimlich begraben wollten, wenn es ihm so, wie den andern, ergangen wäre. Allein, die jungen Brautleute hatten die Nacht fleißig gebethet, daß sie Gott behüten wollte; und die Magd, welche zusehen sollte, wie es mit ihnen stünde, fand sie frisch und gesund. Hierüber entstund eine große Freude, und sie danketen Gotte dafür recht herzlich.

Tobias wollte darauf fortreisen, und das Geld einmahnen: Raguel aber wollte ihn noch nicht weglassen, sondern bath ihn sehr, er möchte doch ein Paar Wochen bey ihm bleiben. Er konnte es ihm nicht wohl abschlagen, und ersuchete daher den Engel, er möchte das Geld für ihn heben. „Du weißt, sagete er zu ihm, meine Aeltern wer„den Tage und Stunden zählen; und wenn ich „einen Tag zu lange außen bliebe, so würden sie „in tausend Aengsten seyn.“ Der Engel reisete also mit einigen von Raguels Leuten hin und holete das Geld.

Nach seiner Zurückkunft wollte sich der junge Tobias nicht länger halten lassen, damit sein Vater und seine Mutter seinetwegen nicht gar zu bekümmert seyn möchten. Sein Schwiegervater erboth sich zwar, er wollte einen Bothen zu seinen Aeltern schicken, und ihnen zu wissen thun, daß es ihm wohl gienge: allein, Tobias wollte auf keine Art und Weise darein willigen. Raguel befahl ihm also seine Tochter Sara bestens, und

gab ihm die Hälfte von seinem ganzen Vermögen. Sie umarmeten einander; und die Aeltern nahmen ihre Tochter und vermahneten sie, sie sollte doch ja ihres Mannes Aeltern als ihre eigenen Aeltern ehren, ihren Mann lieben, das Gesinde fleißig regieren, und sich selbst sittsam halten. Sie küsseten sie und ließen sie darauf beyde mit hunderttausend guten Wünschen von sich.

Madem. Gut.

Erzählen Sie weiter, Fräulein Charlotte.

Fräul. Charlotte.

Des jungen Tobias Hochzeit machete, daß er etwas länger außen blieb, als er wohl sollte. Sein alter Vater fieng daher an, zu sorgen, und machete sich tausenderley Gedanken, warum er noch nicht wieder käme. Seine Mutter weinete, und wollte sich nicht trösten lassen, was auch ihr Mann zu ihr sagen mochte. Sie lief alle Tage hinaus auf das Feld und sah auf alle Straßen, wo er herkommen sollte, ob sie ihn etwan erblickete. Sie kam aber allezeit betrübt wieder nach Hause, und machete ihrem Manne die alten Vorwürfe, daß er ihre einige Freude, und ihren einigen Trost in ihrem Alter, ihr Herz und ihr Alles so weggeschicket hätte.

Es währete auch des jungen Tobias Rückreise länger, als er gerechnet hatte. Denn da er seine Frau und viel Vieh und Gesinde bey sich hatte: so konnte er nicht so geschwind fortkommen, als wenn er allein gewesen wäre. Sein Reisegefährte sagete daher zu ihm unterwegens: Ich dächte, wir giengen beyde voraus, und ließen deine

Frau

Frau mit den Leuten und andern Sachen nachkommen. Das gefiel dem Tobias; und der Engel erinnerte ihn, er sollte von der Fischgalle mitnehmen, und wenn er nach Hause käme, seinem Vater so gleich die Augen damit salben, so würde er wieder sehend werden. Sie giengen also hurtig mit einander fort; und waren noch eine gute Strecke von ihrem Orte, als sie schon von des Tobias Mutter gesehen wurden. Denn sie war auf einen hohen Berg gestiegen, wo sie weit um sich sehen konnte. Sie erkannte ihren Sohn gleich und lief hurtig nach Hause und sagete zu ihrem Manne: Dein Sohn kömmt. Indem kam auch das Hündchen, welches der junge Tobias mit sich genommen hatte, vorausgelaufen, wedelte mit seinem Schwanze, sprang an sie hinan und war fröhlich, wie es die Hunde zu machen pflegen. Vor großer Freude wollte der alte blinde Mann seinem Sohne gar zu geschwind entgegen gehen; er stieß sich aber und muße einen Knecht rufen, daß er ihn führete.

Nachdem sie nun einander umfangen, bewillkommet und vor Freuden geweinet hatten: so that der junge Tobias, was ihm sein Gefährte gerathen hatte, und salbete seinem Vater die Augen mit der Fischgalle. Er litt das fast eine halbe Stunde, und endlich gieng ihm der Staar von dem Auge, wie ein Häutchen von einem Eye. Das zog Tobias weg; und da konnte er wieder sehen. Einige Tage darnach kam auch Sara mit allem ihrem Gesinde und dem vielen Viehe an Kameelen, Rindern und dergleichen. Sie brachte auch viel Gold und das Geld mit, weswegen Tobias eigentlich ausgeschickt

geschickt war. Er erzählete darauf seinem Vater alle die Gefälligkeiten, die ihm sein Reisegefährte erwiesen, und wie viele Wohlthaten er ihm zu danken hätte; er wüßte nicht, wie er ihm alles vergelten könnte; und er bath seinen Vater, er möchte ihm die Hälfte von allem dem anbiethen, was sie mit sich gebracht hätten.

Vater und Sohn riefen ihn also zu sich und ersucheten ihn, er wolle so gütig seyn und die Hälfte von ihren Gütern annehmen. Allein, dieser vermeynte junge Mensch sagete zu ihnen: „Ich brau„che das nicht. Danket Gotte dafür, daß er es „euch gegeben hat, und thut Gutes damit. Ich „will euch nun die Wahrheit offenbaren. Gott hat „euer frommes Leben angesehen, euer Gebeth ange„höret, und mich hieher geschicket, daß ich euch in „menschlicher Gestalt dienen sollte. Ich bin aber „der Engel Raphael. Es scheint wohl, als esse „und trinke ich mit euch: aber es scheint nur so und „eure Augen betriegen euch. Es ist Zeit, daß ich „nun wieder zu dem gehe, der mich gesandt hat.„ Kaum hatte er das gesagt, so verschwand er vor ihren Augen; und sie sahen ihn nicht mehr. Sie fielen aber insgesammt nieder auf ihre Knie und lobeten, priesen und danketen Gott drey Stunden lang. Tobias lebete nach der Zeit noch sehr lange und sah seines Sohnes Kinder. Vor seinem Tode ermahnete er sie noch, sie sollten nicht in Ninive bleiben, sondern, wenn er und seine Frau todt wären, hinwegziehen, damit sie nicht in die Sünden der Einwohner daselbst geriethen, und sich folglich auch ihre Strafe zuzögen.

Frl.

Frl. Lucia.

Sagen Sie mir doch, wie konnte denn der Dampf oder der Geruch von dieser Fischleber die bösen Geister vertreiben? Der Teufel ist ja ein bloßer Geist; kann er denn da wohl einen guten oder übeln Geruch empfinden?

Madem. Gut.

Die Anmerkung ist richtig, mein wertheſtes Fräulein. Vielleicht wollte Gott bloß diese Probe des Gehorsames von dem jungen Tobias haben. Aber hören Sie nur, was mir noch wahrscheinlicher vorkömmt. Fassen Sie es sich fest in die Gedanken, daß Gott, welcher die Weisheit selbst ist, nichts vergebens thut. Er verschwendet die Wunderwerke nicht, und bedienet sich lieber der natürlichen als übernatürlichen Mittel. Es ist wahr, viele Sachen scheinen uns oft wundersam zu seyn, wiewohl sie physische, das ist natürliche, Ursachen haben. Weil wir sie aber nicht kennen: so glauben wir, daß sie über die Kräfte der Natur sind.

Wenn man zum Exempel saget, der Teufel habe die sieben ersten Männer der Sara umgebracht: so muß man solches nicht nach dem Buchstaben nehmen. Wenn man einen umbringen will: so muß man Hände haben; und die hat der Teufel nicht.

Es ist wahr, Gott hat ihm zuweilen erlaubet, daß er einen Leib hat annehmen dürfen; wie Sie in dem Evangelio sehen werden. Bey dieser Gelegenheit aber brauchete er es nicht. Er konnte diesen jungen Leuten, welche ihm Gott überlassen hatte, wohl eine Krankheit zuschicken; und diese Krankheit

that

that eben die Wirkung, als wenn er sie mit den Händen umgebracht hätte. Nun konnte es gar wohl geschehen, daß der Rauch von der Leber dieses Fisches das Hülfsmittel wider diese Krankheit war; und wie ich Ihnen gesaget habe, so brauchet Gott nicht anders die Wunderwerke, als wenn die physischen oder natürlichen Ursachen nicht hinlänglich seyn können.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ist es aber wohl recht wahr, meine liebe Gut, daß der Teufel die Gewalt hat und uns Krankheiten zuschicken und uns tödten kann? Das machet einen zu zittern. Denn er ist so boshaft, daß man nicht eine Viertelstunde sicher ist.

Madem. Gut.

Haben Sie schon die Historie vom Hiob vergessen? Der Teufel schlug oder bedeckete ihn mit bösen Schwären von der Fußsolen an bis auf seine Scheitel. Dazu brauchete er aber eine ausdrückliche Erlaubniß von Gott; ohne dieselbe würde er sich nicht unterstanden haben, ihm eines von seinen Haaren zu krümmen.

Fräul. Lucia.

Ich begreife gar wohl, daß wir nichts zu befürchten haben, weil wir unter dem unmittelbaren Schutze Gottes stehen. Ich möchte aber gern wissen, wie der Teufel Hiobs Leib mit solchen Schwären habe bedecken können, nachdem er die Erlaubniß dazu erhalten. Gab ihm denn Gott die Macht, ein Wunderwerk zu thun?

Madem.

Madem. Gut.

Es ist ganz und gar keine Nothwendigkeit dazu da, mein Schatz. Der Teufel, welcher ein Geist ist, ist seiner Natur nach weit über unsere erhaben; und wenn Gott nicht die Wirkungen seines bösen Willens aufhielte, so könnte er durch die Kenntniß, die er von der Einrichtung unserer Körper hat, erstaunliche Dinge thun. Wenn man nur eine einzige von ihren Triebfedern aufhält: so kann man die ganze Maschine über einen Haufen werfen. Dieß ist ohne Zweifel das Mittel gewesen, dessen er sich bedienete, Hiobs Krankheit zu verursachen. Uebrigens, meine wertheſten Fräulein, so leben wir jetzo in einem Jahrhunderte, wo man eine Ehre darinnen suchet, wenn man witzig seyn kann. Eine große Anzahl Personen würde mich lächerlich machen, wenn diese Unterredung auskäme. Ich für mein Theil aber halte mich hierinnen an die heilige Schrift. Ich glaube alles ohne Anstand, was sie mir saget. Sie lehret mich, der Teufel habe Hiob mit bösen Schwären geschlagen. Ich zweifle daran gar nicht; und ich würde mich für albern, für eine Närrinn, für eine Thörinn halten, wenn ich nur einen Augenblick an solchen Dingen zweifeln könnte, die mir Gott geoffenbaret hat.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Es ist noch etwas entsetzliches in dieser Geschichte; nämlich, daß der Teufel Macht über diejenigen hat, die sich nicht aus guten Absichten verheurathen.

Jgfr.

Jgfr. Zina.

Meine liebe Gut, sagen Sie uns doch, ich bitte sie darum, was für Absichten muß denn eine Christinn haben, wenn sie sich verheurathet?

Madem. Gut.

Sie muß solches thun, um Gotte zu gehorchen, welcher die größte Anzahl Menschen zum Ehestande bestimmet, und um Kinder zu bekommen, die sie in der Liebe und Furcht Gottes auferziehen könne, damit sie der Kirche Kinder, dem Staate Unterthanen und dem Himmel Bürger gebe. Wir wollen ein andermal weitläuftiger davon reden; ich will keine Anmerkung über dasjenige entwischen lassen, was ich Ihnen gesaget habe.

Ich habe Ihnen versprochen, ich wolle mit Ihnen von der Electricität reden. Dieß ist eine von denen Sachen, welche in den Gedanken eines Unwissenden stets für wunderbar werden gehalten werden. Bilden Sie sich ein, meine Fräulein, man habe hier auf diesem Tische, oder sonst irgendwo, ein großes gläsernes Gefäß, welches man eine Röhre nennet. Reiben Sie es mit einem Stücke Zeuge, oder welches noch besser ist, mit der Hand, wenn solche recht trocken ist. Bringen Sie darauf diese Röhre in die Nähe einiger Goldblättchen oder einer Pfauenfeder. Sie werden die Goldblättchen in die Höhe fliegen und sich an die gläserne Röhre anhängen sehen. Die Feder beugt sich ganz sanft in die Höhe, um sie zu küssen, und kömmt darauf wieder an ihren Ort.

Allein, das ist noch nichts gegen das, was ich Ihnen sagen will. Wenn Sie die gläserne Röhre

noch

noch ein wenig mehr reiben: so werden sich das Goldblättchen oder die Pfauenfeder mit einer Lebhaftigkeit nähern, die Röhre berühren, mit Gewalt zurückgestoßen werden und sich ganz allein in der Luft erhalten; wenigstens werden Sie nichts sehen, daß solche unterstützet.

Wenn Sie an einem finstern Orte die gläserne Röhre mit der Hand reiben: so werden Sie zwischen Ihrer Hand und der Röhre Funken wahrnehmen. Eben das wird auch geschehen, wenn Sie derselben mit einer eisernen Stange oder einem nassen Stricke nahe kommen.

Wenn man diese Röhre oder auch eine gläserne Kugel mit einem Rade umdrehen läßt, und leget die Finger ganz leicht darauf oder bringt sie daran: so wird man unter den Fingern Funken herausfahren sehen, die eben so knistern, oder ein solches Geräusch machen, als wenn man Haare verbrennet, und die einen Geruch geben.

Hängt man ein Stück Eisen an seidenen Schnüren in einer gewissen Weite von der Röhre: so werden aus einem von den beyden Enden der Stange zwey beständige Lichter und aus dem andern Ende Büschel oder Sträußer von Feuer herausgehen. Wenn Sie den Finger auf einen Zoll weit hinanbringen: so wird der Feuerstrauß zu ihm kommen, und ihn sehr stark stechen. Sprützet man längst hin auf dieser Stange einige Tropfen Wasser und kömmt darauf mit der Hand ganz nahe daran: so wird ein jeder Tropfen Wasser ein solches Feuersträußchen hervorbringen.

Alles

Alles dieses ist schon sehr erstaunlich. Indessen ist solches doch nichts gegen das, was folget.

Stellen Sie sich auf einen Harz- oder Pechkuchen und fassen ein Ende von dieser Stange an: alsdann wird Ihr Leib eben die Eigenschaften haben, welche die Stange Eisen hat. Man wird Feuerfunken aus allen Theilen Ihres Leibes herausziehen, wo man nur mit dem Finger hintüpfet; und Sie werden eine Art von Stechen empfinden. Wenn Sie mit dem Finger von der andern Hand, welche die Stange nicht anfasset, einem Löffel voll Weingeist nahe kommen: so werden Sie mit dem Finger Feuerfunken hineinbringen und ihn anzünden: oder wenn Sie den Löffel einer andern Person darreichen, wenn Sie ihn nur halten: so wird der Finger dieser Person den Weingeist anzünden. Und wenn dreyßig Personen auf solchen Pechkuchen einander an die Hand fassen und nur eine davon diejenige an der Hand hält, welche die eiserne Stange anfasset: so werden alle Leiber dieser dreyßig Personen Feuer von sich sprühen, wenn man sie anrühret.

Frl. Maria.

Sagen Sie aufrichtig, meine liebe Gut, nicht wahr, Sie wollen uns nur so was weiß machen? Alles, was Sie uns gesaget haben, ist nicht möglich.

Jgfr. Schönichinn.

Den Anfang glaube ich; denn wenn ich Siegellack reibe, so hebe ich damit Strohhälmchen und Papierspähnchen auf; folglich kann diese Röhre auch wohl ein Goldblättchen oder eine Feder aufheben.

Fräul.

Fräul. Geistreich.

Aber das Feuer, welches aus allen Theilen des Leibes herausfährt, ohne daß die Personen brennen? Haben Sie alles das gesehen, meine liebe Gut, oder haben Sie es irgendwo gelesen?

Madem. Gut.

Ich habe es gesehen, mein Schatz; ich habe es empfunden, und noch viele andere Dinge mehr, die ich Ihnen noch zu sagen habe. Allein, das soll auf ein ander Mal geschehen; ich fürchte, ich möchte Ihnen lange Weile verursachen.

Fräul. Heftig.

O was das anbetrifft, gar nicht, meine liebe Gut. Fahren Sie nur fort, und sagen Sie uns noch weiter, was Sie gesehen haben.

Madem. Gut.

Wenn man einen Menschen so stellet, daß seine Füße nahe an der gläsernen Kugel oder Röhre sind, und viele Personen die Hand über seinem Kopfe halten: so werden sich seine Haare in die Höhe richten; es werden Feuerbüschel aus seinem Kopfe herausfahren; und das wird gleichsam eine Krone von Stralen machen.

Jgfr. Sophie.

Ich wollte meinen Kopf nicht dazu hingeben, daß man diese Probe damit machete; ich mag nicht gern eine Krone von Feuer tragen.

Madem. Gut.

Das thut einem nichts: es giebt aber eine andere Sache dabey, die sehr weh thut; und ich habe das Herz gehabt, sie zu versuchen. Ich habe den

Schlag oder den schmetternden Wetterstralsfunken, wie man es nennet, bekommen.

Jgfr. Miekchen.

Was will das sagen, meine liebe Gut? Ist es so wie ein Donnerschlag?

Madem. Gut.

Was man eigentlich den rechten schmetternden Wetterstralsfunken nennet, hat viele Aehnlichkeit mit dem Donnerschlage; weil es vermögend seyn würde, vielen Arten von Thieren das Leben zu nehmen. Diesen habe ich nun eigentlich eben nicht versuchet; sondern nur das, was eine kleine Aehnlichkeit damit hatte.

Es geschah auf dem Lande; und weil man sich eine Lust zu machen suchete: so ließ man alle Hausgenossen von dem obersten bis auf den untersten auftreten; und wir mußten uns alle an die Hand fassen, als wenn wir in einen Kreis hätten herum tanzen wollen. Ich kam von ungefähr neben einer starken dicken Bauermagd zu stehen, welche recht von Herzen über diese Ceremonie lachete und nicht wußte, was noch aus dem allen werden sollte. Als wir uns alle gestellet hatten: so rührete eine Frau, welche den Reihen führete, mit der Spitze ihres Fingers die gläserne Kugel an. In eben dem Augenblicke empfanden wir alle insgesammt zu gleicher Zeit etwas, das nicht anders war, als wenn man uns zween gute Schläge mit einem Stocke auf die Ellbogen gegeben hätte. Die dicke Magd neben mir kehrete sich plötzlich um; und da sie ihre Frau gewahr wurde, die nicht weit von ihr stund, so sagete sie zu ihr: Wahrhaftig, gnädige Frau,

das

das ist doch recht garstig, daß man mich mit auftreten läßt, damit man mich schlagen kann. Man mochte ihr immerhin zuschwören, es hätte sie niemand angerühret, sie wollte es nicht glauben; und nachdem sie sich mit dem Rücken gegen eine Wand gestellet und die beyden Ellbogen wohl aufgestützet hatte: so verlangete sie, man sollte es noch einmal machen. Sie erhielt wiederum eben die Schläge an eben dem Orte; und weil sie wohl versichert war, daß kein Mensch sie hatte anrühren können, so bildete sie sich fest ein, es wäre der Teufel; und es war nicht möglich, ihr diese Einbildung aus dem Kopfe zu bringen, was man ihr auch sagen mochte.

Fräul. Lucia.

In Wahrheit, meine liebe Gut, diese Magd hatte nicht so groß Unrecht. Sie sagen, Sie haben alle diese Sachen empfunden, Sie haben sie gesehen; ich glaube Ihnen gewiß: allein, das kömmt mir außerordentlich vor; und ich wollte alles in der Welt darum geben, daß ich die natürlichen Ursachen von diesen Wunderdingen wüßte.

Madem. Gut.

Ich will das nächste Mal von dem schmetternden Wetterstralsfunken mit Ihnen reden; und darauf will ich Ihnen das erklären, was ein Gelehrter, ein guter Freund von mir, von den Ursachen dieser natürlichen Wunderdinge geschrieben hat. Es ist genug auf heute. Fräulein Geistreich wird uns jetzo die Geschichte erzählen, welche einige Verbindung mit dem Cyrus haben.

Frl. Geistreich.

Eines Males, da Cyrus auf der Jagd war, kamen Gesandte aus Indien bey seinem Oheime an. Cyaxares hatte bey diesen Völkern um Beystand angehalten; der König von Babylon hatte eben diese Bitte an sie ergehen lassen: und sie schickten als weise und kluge Leute ihre Gesandten ab, welche sich nach den Ursachen des Krieges erkundigen sollten, damit sie sich für denjenigen erklären könnten, welcher das Recht auf seiner Seite hätte.

Cyaxares schickete einen ausdrücklichen Bothen an den Cyrus, der ihn bitten sollte, er möchte den Augenblick kommen. Zu gleicher Zeit ließ er ihn ersuchen, ein prächtiges Kleid anzulegen, welches ihm der Bothe mitbrachte. Cyrus sah, daß er diese beyden Befehle nicht auf einmal ausführen konnte, und wählete also denjenigen, der am meisten nach seinem Sinne war. Er verderbete nicht die geringste Zeit mit dem Ankleiden, sondern gieng so gleich auf der Stelle ab und kam ganz voller Schweiß und Staub in den Saal. Da ihn sein Oheim fragete, warum er nicht das kostbare Kleid angeleget, welches er ihm geschicket hätte: so antwortete er ihm: „Ich habe geglaubet, ich könnte „Ihnen durch die Hurtigkeit meines Gehorsames „weit mehr Ehre machen, als durch die Pracht meiner Kleidung.“

Jgfr. Eitelfreundinn.

Wenn ich an des Cyrus Stelle gewesen wäre, ich hätte dem andern Befehle Gehorsam geleistet; und ich würde gute Gründe gefunden haben, mir zu beweisen, daß sich dieses am besten schickete.

Wie

Wie ich sehe, meine liebe Gut, so haben wir insgesammt eine sehr lebhafte Neigung, unsern Willen zu thun und unsern Zuneigungen zu folgen.

Fräul. Aufrichtig.

Aber, mein Gott! es ist ja nichts natürlicher; und ich glaube auch nicht, daß etwas Böses dabey ist.

Madem. Gut.

Es giebt tausenderley Kleinigkeiten, worinnen man seinem Sinne folgen kann: ein junges Frauenzimmer aber, welches gesunde Vernunft hat und in der Welt glückselig leben will, gewöhnet sich an, sich selbst entgegen zu seyn, damit es in seinem übrigen Leben desto weniger empfindlich über die Nothwendigkeit werde, worinnen es sich sehr oft befinden wird, seinen Willen dem Willen eines andern aufzuopfern. Erinnern Sie sich des Mährchens von dem Prinzen Fatal *. Er wurde nur dadurch glücklich, daß ihm viel widersprochen wurde; er hatte keinen eigenen Willen mehr. Fragen Sie das Fräulein Sturm, was für Gutes ihm der Widerspruch gethan habe. Sie ist wieder nach Hause gekehret, wo man ihr die beste Frau von der Welt zur Hofmeisterinn gegeben hat; sie hat nur einen kleinen Fehler; nämlich, diese gute Frau läßt ihr liebes Fräulein vom Morgen bis auf den Abend gerade immer das Gegentheil von dem thun, was es wünschen würde. Vor dreyen Jahren würde sie dieser Frau das Gesicht zerkratzet haben, und sie hätte vor Bosheit den Tod gehabt,

* Man sehe in dem Magazine für Kinder den I Theil a. d. 86 u. ff. S.

daß sie genöthiget seyn sollen, sich nach ihr zu richten. Jetzo kömmt ihr solches gar nicht mehr, oder doch eben nicht sonderlich, sauer an.

Frl. Aufrichtig.

Aber es ist doch entsetzlich, daß man einem so großen Frauenzimmer, wie das Fräulein Sturm ist, als einem kleinen Kinde begegnet. Sagen Sie mir doch, mein Schatz, wie haben Sie es machen können, daß Sie es dahin gebracht, daß Sie nicht unglücklich sind, wenn man Ihnen widerspricht? Ich würde es wohl nöthig haben, daß ich dieses Geheimniß lernete.

Frl. Sturm.

Ich will Ihnen, mit Erlaubniß meiner lieben Gut, meine Geschichte erzählen; sie wird nicht sehr zu meinem Vortheile seyn, das melde ich Ihnen voraus.

Anfänglich muß ich Ihnen sagen, ich bin in meiner Jugend sehr verzogen worden. Daran war gleichwohl meine Mutter nicht Schuld; denn sie hätte sehr gern gewünschet, mich recht gut zu erziehen. Ich hatte aber einen unglücklichen Fluß an den Augen; und die Aerzte hatten gesaget, ich würde blind werden, wenn man mich weinen ließe. Dieses wußte ich sehr wohl; und ich überließ mich daher allen meinen wunderlichen Einfällen; und in Wahrheit, ich wundere mich jetzo, wie sich noch Leute haben finden können, die so geduldig gewesen, daß sie mich ertragen haben. Meine älteste Schwester vornehmlich hat erstaunlich viel von meiner übeln Laune ausgestanden. Ich habe eine wirkliche Märtyrerinn der Geduld aus ihr gemacht.

Endlich

Endlich da meine Mama sah, daß meine Augen wieder gut und geheilet waren, mein Hochmuth, eigensinniges und wunderliches Wesen aber nicht nachließ: so fassete sie den Entschluß, mich unter die Hände meiner lieben Gut zu geben. Diese Fräulein können von dem Uebermuthe zeugen, womit ich im Anfange gegen sie redete. Wenn ich aber freye Macht und Gewalt gehabt hätte: so würde ich ihr den Hals umgedrehet haben, glaube ich. Sie hatte die Gütigkeit und zeigete sich noch weit ärger, als ich mich zeigete, und wollte niemals leiden, daß ich es an Ehrerbiethung gegen sie ermangeln ließe. Darauf befliß sie sich, mir vernünftige Vorstellungen zu thun und mich zu bewegen, daß ich solchen Gehör gab; und hernach wurde ich, die Wahrheit zu sagen, von dem guten Beyspiele dieser Fräulein gerühret. Ich fieng also an, mich zu bessern: es war aber wenig. Indessen lobete mich meine liebe Gut wegen dieses wenigen, als wenn es viel gewesen wäre. Sie pries mich, sie liebkosete mich, sie belohnete mich. Unvermerkt gewann sie mein Herz; und ich entschloß mich, ich wollte mich bessern, damit ich ihr keinen Verdruß mehr machete. Sie gab mir darauf zu erkennen, und ich begreife es auch, daß ich dem lieben Gotte mehr schuldig wäre, als ihr; und daß ich es also thun müßte, um vielmehr dem Schöpfer zu gefallen, als einem Geschöpfe. In dem Augenblicke, da ich angefangen hatte, es aus Liebe gegen Gott zu thun, so wurde es mir so leicht, daß ich darüber erstaunete. Gott gab mir jeden Tag neue Kräfte. Da ich endlich sah, daß ich

mit dem Beystande Gottes meinen Willen so weit gebracht hatte, daß er nichts mehr wollte, als was gerecht war: so entschloß ich mich, auf Einrathen meiner lieben Gut, noch weiter zu gehen. Ich glaube, sie hat die schreckliche Hofmeisterinn voraus gesehen, die ich jetzo habe. Ich gewöhnete mich also an, mir selbst in den gleichgültigsten Dingen zu widersprechen; und ich finde mich jetzo in der Verfassung, daß ich ohne Widerstreben den Willen anderer Leute meinem eigenen vorziehen kann.

Madem. Gut.

Sie sind eine sehr getreue Geschichtschreiberinn; das ist wirklich ihre Geschichte von Worte zu Worte. Folgen Sie ihrem Beyspiele, Fräulein Aufrichtig; Sie werden sich in der Folge gut dabey befinden. Uebrigens, Fräulein Sturm, werden Sie diesen Abend diese schreckliche Hofmeisterinn nicht mehr finden. Ihre Mama ist mit Ihrer Aufführung viel zu gut zufrieden, als daß sie nicht suchen sollte, Ihnen das Leben angenehm zu machen; sie hat ihr also den Abschied gegeben. Das befördert nichts, daß man jungen Fräulein in ihren unschuldigen Begierden widerspricht: es ist gut, daß sie sich gewöhnen, solchen entsagen zu können; es muß aber von ihnen selbst herkommen. Man kann es ihnen anrathen, ohne daß man es eben von ihnen fordert. — Fräulein Verständig, sagen Sie uns doch noch weiter etwas vom Cyrus.

Fräul. Verständig.

Nachdem Cyrus große Vortheile über die Babylonier und ihre Bundesgenossen erhalten hatte:

so

so zwang er sie, wieder in ihr Land zurück zu kehren. Cyaxares glaubete, der Krieg wäre geendiget, und sagete zu seinem Neffen, man müßte in sein Königreich zurück gehen. Cyrus stellete ihm vor, man müßte auf so gutem Wege nicht stehen bleiben; die Babylonier wären nur zurück gegangen, damit sie hernach mit desto größerer Stärke wieder kommen könnten: damit man ihnen nun die Lust dazu benähme, so müßte man sie in ihrem eigenen Lande angreifen. Dieses Unternehmen gieng über des Cyaxares Verstand und Herzhaftigkeit: er weigerte sich also, seinem Neffen zu folgen. Den Abend bey der Tafel sprach man von des Cyrus Absicht und Vorhaben, und Cyaxares, welcher, nach der Gewohnheit der Meder, ein wenig zu viel getrunken hatte, sagete zu seinem Neffen, er gäbe ihm die Erlaubniß, alle medische Kriegesvölker mit sich zu nehmen, die ihm folgen wollten. Er gab ihm diese Erlaubniß, damit er sich nur über ihn aufhalten könnte; denn er glaubete, seine Officier und Soldaten hätten ihr Leben und ihre Bequemlichkeiten viel zu lieb, als daß sie sich den Gefährlichkeiten und Beschwerlichkeiten eines solchen Unternehmens freywillig aussetzen würden.

Cyaxares wußte die Hochachtung und Ergebenheit nicht, welche Cyrus in dem Herzen und Gemüthe der Meder für sich erwecket hatte. Sein und seiner Soldaten Beyspiel hatte ganz andere und neue Leute aus ihnen gemacht. Als das Gerücht von der Erlaubniß, welche der König ertheilet hatte, auskam: so wollte jedermann mitgehen,

und diejenigen, welche er da zu bleiben nöthigte, waren sehr betrübt darüber.

Cyrus brach bey frühem Morgen auf; und er hatte schon einen großen Weg zurück geleget, als sein Oheim aufwachete. Er erstaunete, daß er so wenig Leute um sich sah, und fragete, wo sein Kriegesheer hingekommen wäre? Er gerieth sehr in Zorn, da er vernahm, was vorgegangen war, und schickete seinem Neffen einen schnellen Bothen nach, welcher seine Kriegesvölker wieder von ihm abfordern sollte. Cyrus schrieb mit vieler Ehrerbiethung, aber auch Standhaftigkeit, an ihn, er hätte sein Wort, und könnte ihm solches nicht mit Ehren wieder zurück geben. Er setzete also seinen Weg fort, rückete in das Land des Königes von Babylon ein, und nahm ihm viele Plätze weg. Seine Soldaten enthielten sich, auf seinen Befehl, daß sie nicht die geringste Unordnung begiengen; und der junge Prinz begegnete denjenigen, die er überwunden hatte, mit so vieler Gütigkeit, daß er sie ganz für sich einnahm und sich ergeben machete. Viele über den König in Babylon misvergnügte Herren bothen ihm ihre Freundschaft und die Plätze an, wovon sie Meister waren. Was ihm aber die öffentliche Hochachtung vollends gewann, war die Aufführung, die er gegen die Prinzeßinn Panthea beobachtete.

Madem. Gut.

Ich weis, das Fräulein Heftig hat diese Geschichte gelesen; sie wird sie uns also erzählen.

Frl.

Frl. Heftig.

Die Kriegesvölker des Cyrus bekamen eine Prinzeßinn gefangen, die überaus schön war; und diese Prinzeßinn hieß Panthea. Man meldete dem Cyrus, sie wäre vermählet; und daher wollte er sie nicht sehen, aus Furcht, er möchte sein Herz durch die Liebe erweichen lassen. Ein junger medischer Herr, welcher des Cyrus Freund war; denn dieser Prinz besaß ein Gut, welches sonst dem größten Theile der regierenden Fürsten unbekannt ist; dieser junge medische Herr, sage ich, scherzete mit dem Cyrus über das Mistrauen, welches er in sich selbst setzete. „Wie, „gnädiger Herr, sagete er zu ihm, Sie können „den größten Gefährlichkeiten, an der Spitze eines „Kriegesheeres, ohne blaß zu werden, Trotz bie„then; und Sie zittern jetzt, da es nur auf ein „Paar schöne Augen ankömmt? Ich habe mehr „Herzhaftigkeit, als Sie, in diesem Falle. So „groß auch die Schönheit eines Frauenzimmers „seyn mag: so fürchte ich doch nicht, daß sie mich „wider meinen Willen unter ihr Joch bringen „soll; und wenn Sie mir die Sorge für die Prin„zeßinn anvertrauen wollen, so verspreche ich Ih„nen, ich will über diese Feindinn siegen, die Ih„nen so gefährlich vorkömmt.“

Cyrus lächelte über die Verwegenheit dieses jungen Menschen; und da er ihm eine nützliche Lehre geben wollte, so vertrauete er ihm die Sorge für seine schöne Gefangene an. Anfänglich hatte dieser Herr, da er sie wirklich sehr schön fand, ein Vergnügen daran, daß er sie ansah; und er dachte,

dieses

dieses wäre eine Sache, die er sich wohl erlauben könnte, ohne daß sie viel zu bedeuten haben würde. Allein, er wurde dadurch unvermerkt, und ohne daß er es wahrnahm, sehr verliebt in die Prinzeßinn Panthea. Er schämete sich, daß er sein Versprechen so schlecht gehalten hatte, und entschloß sich, er wollte doch wenigstens seine Liebe im Grunde seines Herzens behalten; gleich als wenn man über sein Thun und Lassen Herr seyn könnte, wenn man sein Herz einmal einer heftigen Leidenschaft ergeben hat. Er erkannte aber gar bald die Unmöglichkeit, diesem Vorsatze zu folgen. Nachdem er sich nun lange Zeit gemartert und sich vergebens bemühet hatte, zu schweigen: so dachte er, er könnte doch nicht unglücklicher werden, als er schon jetzt wäre, und unterfieng sich also, von seiner Liebe mit derjenigen zu reden, die solche erwecket hatte.

Panthea, die sehr tugendhaft war, nahm seine Liebeserklärung sehr übel auf; und da sie dergleichen Reden nicht länger ausgesetzet seyn wollte, so schrieb sie an den Cyrus, und beklagete sich über die Kühnheit seines Lieblinges. Cyrus wunderte sich über das, was er vernahm, gar nicht; er hatte es erwartet, und trug einem alten Herrn auf, er sollte dem Aufseher über die Prinzeßinn Panthea sagen, er wäre mit seiner Aufführung nicht zufrieden. Dieser rechtschaffene Mann, dessen Gemüthsart und Tugend hart und streng waren, machete dem Strafbaren so große Vorwürfe, daß er ihn in Verzweifelung stürzete.

Als

Als Cyrus den Zustand seines Freundes vernahm: so ließ er ihn zu sich rufen. Er stellete ihm mit Freundlichkeit vor, er litte nichts weiter, als was er durch seine große Einbildung von seinen Kräften verdienete; und er ermahnete ihn, er sollte in Zukunft, durch die Erinnerung seines Fehlers, behutsamer und vorsichtiger werden; denn es wäre wahr, diejenigen, die sich der Gefahr recht mit gutem Vorsatze aussetzeten, kämen fast allezeit darinnen um. Dieser junge Mensch, welcher von der Gütigkeit seines Herrn gerühret wurde, warf sich ihm zu Füßen. Er wollte seinen Fehler durch einen großen Dienst wiederum gut machen, und erboth sich, er wollte zu den Babyloniern übergehen, und ihm da zum Kundschafter dienen.

Cyrus nahm seine Anerbiethung an. Der junge Officier stellete sich also, als ob er sich vor dem Zorne seines Herrn fürchtete, und floh zu dem Könige von Babylon. Dieser glaubete, er sey misvergnügt über den Cyrus, und nahm ihn also sehr wohl auf.

Indessen hatte Abradates, der Panthea Gemahl, erfahren, daß die Achtung, welche Cyrus für seine Gemahlinn gehabt, ihn um einen von seinen Freunden und Dienern gebracht hätte. Er glaubete also, er müßte diesen Verlust wiederum ersetzen, und kam also zu dem persischen Prinzen, und both sich mit einem ansehnlichen Haufen Kriegesvölker zu seinen Diensten an. Einige Zeit darnach sollte eine große Schlacht geliefert werden. Als sich nun Abradates dazu rüstete: so

brachte

brachte ihm seine Gemahlinn einen schönen Helm mit einem purpurfarbenen Federbusche und einen Waffenrock, welchen sie selbst mit ihren eigenen Händen ingeheim gemacht hatte, damit er eine größere Freude darüber haben sollte. Sie zog ihm solchen auch selbst an, und sagete dabey: „Jetzt ist es Zeit, daß Sie meinem großmüthigen „Ueberwinder das bezahlen können, was Sie ihm „schuldig sind. Er hat mich als seine Schwester „und seines eigenen Bruders Frau geehret und „verwahren lassen. Ich habe ihm versprochen, „Sie würden eine solche Gnade erkennen. Be„zeugen Sie ihm durch Ihre Tapferkeit in seinem „Dienste, daß wir derselben nicht unwürdig sind. „Vergessen Sie es ja nicht.„

„Großer Jupiter! rief Abradates und hub „dabey die Augen gen Himmel, laß mich doch „heute ein würdiger Gemahl meiner Panthea und „ein würdiger Freund des Cyrus seyn!„ Damit sprang er auf seinen Streitwagen und eilete fort. Panthea wollte ihn noch einmal umarmen, und folgete dem Wagen, aber vergebens. Sie konnte sich der Thränen nicht enthalten, als wenn es ihr geahndet hätte, daß sie ihren Gemahl jetzo zum letzten Male gesprochen. Das traf auch wirklich ein; denn er kam nicht lebendig wieder aus der Schlacht zurück. Er focht darinnen mit solcher Herzhaftigkeit, daß ihn Cyrus selbst bewunderte. Er brach mitten durch die Feinde hindurch und trug nicht wenig dazu bey, daß die Schlacht gewonnen wurde: aber er wurde hier auch erschlagen. Cyrus beweinete seinen Tod, und schickete

seiner

seiner unglücklichen Gemahlinn seinen Leichnam, befahl auch, man sollte ihm ein prächtiges Leichenbegängniß halten. Die getreue Panthea wollte selbst die Wunden eines Gemahles auswaschen, den sie so sehr geliebet hatte. Ihr Schmerz aber war dabey so heftig, daß sie selbst erblassete, da sie ihm diese traurige Pflicht leistete. Cyrus, welcher ihnen seine Erkenntlichkeit und Hochachtung nicht anders mehr bezeugen konnte, ließ ihnen ein prächtiges Grabmaal aufrichten, worinnen er beyder Asche vereinigte.

Madem. Gut.

Es findet sich nicht ein einziger Umstand in dieser Geschichte, welcher uns nicht zu nützlichen Betrachtungen Anlaß giebt. Was machen Sie für welche, Fräulein Luise?

Frl. Luise.

Ich bin dem Freunde des Cyrus nicht unähnlich. Ich halte mich, wie er, für unüberwindlich; und ich habe mich über diejenigen oft aufgehalten, die weit vernünftiger, als ich, allezeit zittern, wenn nur von der geringsten Gefahr die Rede ist. Es dünkete mich, die Ehre des weiblichen Geschlechtes erforderte mehr Standhaftigkeit, und die wahre Tugend wäre diejenige, welche durch die Gelegenheit geprüfet worden.

Madem. Gut.

Das ist wahr, mein Fräulein: merken Sie aber wohl an, daß man sich dieser Gelegenheit nicht aussetzen müsse. Ich werde mich bey diesem Puncte etwas aufhalten; er ist von der größten

Wichtig-

Wichtigkeit. Wissen Sie wohl den Unterschied, den ich unter der tugendhaftesten und der unordentlichsten Frauensperson mache? Was denken Sie davon, Jungfer Eitelfreundinn?

Jgfr. Eitelfreundinn.

Daß die erste gute Zuneigungen und die andere böse Neigungen hat, die nicht durch die Erziehung verbessert worden.

Frl. Lucia.

Und ich denke, die eine hat viel Religion; und die andere gar keine.

Madem. Gut.

Und ich bin versichert, daß dieses nur die entfernten Ursachen von der Tugend oder der Unordnung der Frauenspersonen sind. Bringen Sie hier alle Lucretien aus der ganzen Welt zusammen; so groß auch ihre Liebe zur Tugend und Keuschheit seyn mag: so behaupte ich doch, sie werden es daran ermangeln lassen, wenn sie sich freywillig in die Gelegenheit begeben, wo sie es können daran ermangeln lassen. Das Fräulein Luise saget, man müsse, zur Ehre des Frauenzimmers, mehr Stärke von ihm vermuthen. Sie weis nicht, worinnen die Herzhaftigkeit in derjenigen Art von Kriege besteht, welchen man mit den Leidenschaften führen muß. Cyrus handelte als ein Held, daß er sich nicht in den Streit einlassen wollte; denn er wußte, das einzige Mittel, den Sieg davon zu tragen, sey die Flucht. Uebrigens hat das Fräulein Lucia sehr wohl gesaget, ein guter Grund von Religion versichere die Tugend der

Frauens-

Frauenspersonen; denn sie lehret sie die gefährlichen Gelegenheiten fliehen.

Frl. Luise.

Es ist darinnen etwas, welches meinen Stolz kränket. Mich dünket, Sie haben eine recht schlechte Meynung von der Tugend Ihres Geschlechtes.

Madem. Gut.

Ganz und gar nicht, mein Schatz; ich schätze sie alle überhaupt sehr hoch: ich denke aber auf geometrische und philosophische Art. Ich wäge auf der einen Seite die Stärke der menschlichen Tugend, und auf der andern den Grund des Verderbens, welchen die Erbsünde in unsern Herzen gelassen hat, gegen einander ab; ich finde, daß die Wagschale schon entsetzlich nach der Seite des Lasters ausschlägt. Es ist wahr, es sind mir noch Hülfsmittel übrig. Ich kann auf die Seite der Wagschale, welche in die Höhe steigt, den Beystand des Herrn legen, welchen man sich durch eifriges Gebeth, durch Wachsamkeit auf sich selbst, zuzieht. Wenn solcher auf die dem Verderben entgegen stehende Seite geleget wird: so kann solches allerdings dieselbe überwiegen. Zum Unglücke aber legen Sie zu der Last des Verderbens auch noch die Gefahr der Gelegenheiten. Da Sie sich also freywillig derselben aussetzen: so werden Sie darinnen umkommen; ich wollte darauf schwören. Und wenn Sie aus diesen Gelegenheiten tugendhaft herauskommen: so werde ich solches für ein weit größeres Wunder ansehen, als das mit denen dreyen Männern, welche ohne Brand aus dem feurigen Ofen herauskamen.

Fräul. Lucia.

Was verstehen Sie aber unter diesen gefährlichen Gelegenheiten, wo man unterliegen soll, wenn man sich freywillig in dieselben begiebt? Denn wenn man sie vermeiden will, so muß man sie kennen.

Madem. Gut.

Es giebt deren von zweyerley Art; die entferneten und die nahen. Ein christliches und kluges Frauenzimmer flieht sie beyde auf gleiche Weise. Die entferneten Gelegenheiten sind der Müßiggang, welcher die Liebe zur Zerstreuung hervorbringt, die Schauspiele, die Bälle, die Zusammenkünfte, das Lesen der Romanen und Liebesbücher. Die nahen Gelegenheiten sind eine unehrbare Komödie, das Lesen eines bösen Buches, als zum Beyspiele die Schäfererzählungen, die ich bey einer von Ihnen gesehen habe, die ich nicht nennen will; ein Ball, wo man weis, daß sich ein Herr einfinden soll, den man mit mehrerm Vergnügen sieht, als einen andern; eine unordentliche Freundinn, welche in ihren Reden oder Sitten frey ist; eine Gesellschaft, wo man in den Gesprächen die Sittsamkeit beleidiget.

Belieben Sie auch anzumerken, meine wertheßten Fräulein, daß man sich nicht, ohne eine sehr große Sünde zu begehen, in die nahen Gelegenheiten begeben kann, wenn man auch nicht darinnen unterliegen sollte; denn das heißt Gott versuchen.

Jgfr. Miekchen.

Gott versuchen? meine liebe Gut? Was will das sagen?

Madem.

Madem. Gut.

Man nennet das Gott versuchen, wenn man ohne Noth ein Wunderwerk von ihm verlanget. Ich setze zum Beyspiele, Sie sprächen bey sich selbst: Christus hat gesaget, wenn wir Glauben hätten, so könnten wir Berge versetzen: Es ist nicht schwerer, ohne Essen zu leben, als jenes andere Wunder zu thun; ich will also versuchen, ohne Essen zu leben.

Sie sehen, wenn Sie das thäten, so würden Sie ohne die geringste Noth und bloß nur aus Neugierde ein Wunderwerk von Gott verlangen. Setzen Sie sich nun der nahen Gelegenheit zu sündigen aus, und begehren Sie, Gott solle Sie bewahren, daß Sie nicht in die Sünde fielen: so ist es ein Wunder. Es würde ganz etwas anders seyn, wenn Sie die Gelegenheit nicht gesuchet hätten. Alsdann könnten Sie sich auf den Beystand des Himmels Rechnung machen, anders aber nicht.

Frl. Lucia.

Ach! meine liebe Gut, wenn man des Morgens aufsteht: so sollte man in der Verfassung eines Menschen seyn, welcher einen großen Wald zu durchreisen hat, worinnen er tausenderley Gefährlichkeiten ausstehen soll. Diese Vorstellung rühret mich, meine liebe Gut. Erlauben Sie mir, daß ich sie Ihnen so abschildere, wie sie sich meinem Geiste zeiget.

Ich glaube, ich sehe einen Wald voller schönen Alleen, die mit einem buntbeblühmten Boden von Rasen ganz bedecket, und an beyden Seiten mit

Tafeln besetzet sind, worauf die leckerhaftesten Gerichte stehen. Ich bin eben im Begriffe, mit vollem Eifer in einen so angenehmen Ort hinein zu treten, da hält mich ein liebreicher Mann bey dem Arme zurück und saget zu mir: „Ich beklage „Ihr Schicksal. Sie müssen nothwendig durch „diesen Wald gehen. . . . .

„Und warum halten Sie denn diese Nothwen„digkeit für so entsetzlich? frags ich ihn. Der Weg „ist ja so angenehm, daß ich mir ein Vergnügen „mache, ihn zu betreten.

„Man sieht wohl, daß Sie ihn nicht kennen, „antwortet der liebreiche Unbekannte. Diese Ra„sen bedecken eine große Anzahl Abgründe, wo „man leicht hinunter stürzet, und die Sie nicht an„ders vermeiden können, als wenn Sie Schritt vor „Schritt gehen, und den Boden sorgfältig erfor„schen. Die Gerichte, womit diese Tafeln beset„zet sind, enthalten ein solches subtiles Gift, daß „ihr bloßer Geruch hinlänglich ist, Sie zu vergif„ten. Eine von den Seiten des Waldes ist voller „Räuber und Meuchelmörder, deren einziges Ver„gnügen ist, die Reisenden an sich zu locken, damit „sie solche unbarmherziger Weise umbringen. Sie „werden Ihnen ihren Beystand anbiethen; sie wer„den Ihnen zu Wegweisern dienen wollen; sie wer„den zu Ihnen sagen, sie wohneten in angenehmen „Palläsien, wo Sie tausenderley Vergnügungen „genießen könnten. Ihre Gestalt ist verführerisch; „ihr Bezeugen und Wesen ungezwungen und ein„nehmend; ihre Reden sind bezaubernd. Sie wer„den Ihnen gewiß gefallen; und nichts kann Sie

„retten,

„retten, wenn Sie ihnen Gehör geben. Auf ei„ner andern Seite ist dieser Wald mit den aller„grausamsten Thieren angefüllet. Africa selbst hat „weniger Ungeheuer; und Sie sind in Gefahr, daß „Sie ihnen zum Raube werden.»

Das ist, meine lieber Fräulein, das Bild oder die Vorstellung, die mich gerühret hat. So ist der Wald, durch den ich bis an das Ende meines Lebens reisen muß. Diese Vorstellung machet, daß ich zittere und bebe.

Frl. Luise.

Dieses Gemälde kömmt mir so erschrecklich vor, daß uns kein anderes Hülfsmittel übrig ist, diesen Gefährlichkeiten zu entgehen, als daß wir uns in einer weit entfernten Wüste zwischen vier Mauern einschließen.

Madem. Gut.

Sie können sich nicht zu sehr davor fürchten, mein Schatz; diese Furcht ist heilsam. Erinnern Sie sich aber, daß es nicht in Ihrer freyen Macht und Gewalt steht, ob Sie durch diesen Wald gehen wollen oder nicht. Durch diesen Weg müssen Sie zu dem Hause Ihres himmlischen Vaters gelangen. Eine unendliche Herrlichkeit erwartet Ihrer daselbst, und wird die Belohnung derer Mühseligkeiten seyn, die sie auf dieser fürchterlichen und beschwerlichen Reise werden auszustehen haben.

Ich will die Allegorie des Fräuleins Lucia wieder vornehmen, die mir vortrefflich zu seyn scheint.

Ihr Herz ist von demjenigen durchdrungen, was sie gesaget hat. Das Herz hat es ihr eingegeben, und daher kömmt es, daß es einen solchen Eindruck bey Ihnen gemacht hat. Das Herz rühret nur das Herz.

Setzen Sie sich denn also an die Stelle derjenigen Person, welche verbunden ist, diesen Wald zu durchwandern; was wollten Sie wohl thun? Antworten Sie mir, Jungfer Zina; Sie werden bald hinein treten; die Gefahr ist nahe für Sie.

Jgfr. Zina.

Ich würde, dünket mich, diesen liebreichen Mann, der mich gewarnet hätte, gleich anfänglich bitten, er wolle mir doch seinen guten Rath mittheilen, wie man diesen Gefährlichkeiten entgehen könnte.

Madem. Gut.

Sie würden sich also nicht der Freude und der Zerstreuung überlassen?

Jgfr. Zina.

Ich würde Gegentheils vielmehr in großer Furcht seyn; und ich würde einen festen Entschluß fassen, alle unnütze Vorstellung zu entfernen, damit ich mich nur beschäfftigen könnte, seinem Rathe zu folgen.

Madem. Gut.

Ich bilde mir ein, er würde Ihnen rathen, Sie sollten mit vieler Vorsichtigkeit und Behutsamkeit einhergehen, Ihre Nasen und Ohren verstopfen, damit Sie weder durch den Geruch dieser Gerichte angelocket, noch durch die Reden derjenigen bösen

Menschen

Menschen verführet würden, deren Abschilderung er Ihnen gemacht hat. Ich berede mich auch, er würde Ihnen Waffen geben, die Ungeheuer abzutreiben, womit dieser Wald erfüllet ist; und mit diesem Beystande könnten Sie hoffen, daß Sie glücklich hindurch kommen würden.

Frl. Lucia.

Damit ich also denen Gefährlichkeiten entgehe, wovor ich in Furcht bin, so muß ich mich nur ernstlich beschäftigen, auf was für eine Stelle ich meine Füße setzen soll, das ist, ich muß die Oerter ausforschen, wo ich gehen kann, und welche ich vermeiden soll. Ich muß nicht allein mich nicht in die Abgründe stürzen, welche die nächsten Gelegenheiten zur Sünde sind, sondern ich muß auch nicht an dem Rande gehen, aus Furcht, die Erde möchte unter meinen Füßen wegsinken; das ist, ich muß auch die entfernten Gelegenheiten vermeiden. Ich werde meine Ohren zustopfen, das ist, ich werde auf alle meine Sinne genau Acht haben, und mich derer Waffen bedienen, die mir werden seyn gegeben worden, und welche, wie ich glaube, das Gebeth, ein großes Vertrauen auf Gott und viel Mistrauen auf mich selbst sind.

Madem. Gut.

Wenn Sie solche vorsichtige Behutsamkeit anwenden, mein Schatz, so gehen sie nur immer getrost und mit Zuversicht fort; ich getraue mir, Ihnen für den glücklichen Erfolg der Reise zu stehen; und das Fräulein Luise kann der Mühe überhoben seyn, sich in ein Gefängniß einzusperren.

Jgfr. Zina.

Ich wundere mich gar nicht mehr darüber, daß es in Böhmen und vielen andern Ländern eine so große Anzahl junger Personen giebt, die sich in die Klöster stecken. Diese Betrachtungen sind ganz geschickt, sie dahin zu bringen.

Madem. Gut.

Es geschieht nur gar zu oft, mein Schatz, daß man die Welt mit sich in die Klöster nimmt; und alsdann werden sie gar kein Ort der Sicherheit, sondern sie sind noch tausendmal gefährlicher, als der erschreckliche Wald, den man uns abgeschildert hat.

Frl. Luise.

Ich begreife gar nicht, wie man sich auf seine ganze Lebenszeit in ein Kloster verschließen kann. Ich möchte aber gern ein Haus haben, wo man sich von der Welt entziehen könnte, ohne daß man sich verbinden dürfte, auf immer darinnen zu bleiben. Das würde ein wohlanständiger Aufenthalt für Frauenzimmer von Stande seyn, die nur ein kleines Vermögen hätten, oder auch für solche Personen, die sich gern von der großen Welt absondern wollten.

Madem. Gut.

Es giebt schon hin und wieder, sonderlich in Niedersachsen, verschiedene dergleichen Stifter, so wohl für adeliche, als bürgerliche Personen; und es wäre wohl zu wünschen, daß es deren noch mehrere gäbe, und man in allen ansehnlichen Städten eines fände. Doch unsere Sache ist es

nicht,

nicht, politische Vorschläge zu thun. — Fräulein Sturm, hat Ihnen die Geschichte von der Panthea nicht einige andere Betrachtungen an die Hand gegeben?

Frl. Sturm.

Ja, meine liebe Gut. Ich habe gedacht, eine Person, die mit Härte bestrafet, thut derjenigen, die sie bessern will, weit mehr Böses, als Gutes.

Jgfr. Zina.

Und ich habe gedacht, diese Prinzeßinn sey sehr herzhaft gewesen, weil sie ihren Gemahl ermahnete, er möchte, auch mit Verluste seines Lebens, seine Pflichten thun.

Madem. Gut.

Hier haben Sie die wahre Herzhaftigkeit und die wirkliche Liebe. Sie läßt alles der Pflicht aufopfern. Gewiß, man kann die Prinzeßinn Panthea keiner Gleichgültigkeit gegen ihren Gemahl beschuldigen, weil sie vor Schmerzen starb, daß sie ihn verloren hatte. Sie wollte aber doch lieber ein Leben in Gefahr setzen, das ihr so lieb war, als diesen Prinzen vermögen, daß er es an Herzhaftigkeit und Erkenntlichkeit gegen ihren Wohlthäter ermangeln ließe. — Was fehlet Ihnen, Fräulein Geistreich? Sie weinen, meine liebe Freundinn?

Fräul. Geistreich.

Es ist nichts, meine liebe Gut; ich bitte Sie, kehren Sie sich nicht daran. Ich will es Ihnen sagen, was es ist, wenn die Lehrstunde aus seyn wird.

Madem. Gut.

Seyn Sie so gütig, mein Schatz; denn Sie machen mich unruhig. Das Fräulein Verständig mag uns noch eine Historie vom Cyrus sagen, und damit wollen wir schließen.

Frl. Verständig.

Das Gerücht von den großen Thaten, welche Cyrus verrichtete, breitete sich überall aus, und Cyaxares wurde darüber sehr eifersüchtig. Er dachte mit Rechte, seine Officier und Soldaten würden sich nicht enthalten können, ihn zu verachten, wenn sie ihn und seinen Neffen mit einander vergliechen. Dieser letztere kam endlich wieder nach Medien; und als er seinen Oheim gewahr wurde, so lief er hinzu, und wollte ihn umarmen. Cyaxares wandte das Gesicht weg und wollte seine Liebkosungen nicht annehmen. Dieses machete, daß alle diejenigen zitterten und bebeten, welche gegenwärtig waren. Sie befürchteten, es möchte zwischen dem Oheime und Neffen zu einem Bruche kommen. Es würde auch ohne die Klugheit des letztern unfehlbar geschehen seyn; er bath aber seinen Oheim inständigst, er möchte ihm doch eine besondere Unterredung mit ihm bewilligen.

Als er mit ihm allein war, so stellete er ihm vor, er hätte nur für seine Ehre und Sicherheit gearbeitet, er brächte ihm seine Truppen unterthänig und seiner Person zugethan wiederum zurück; kurz, er redete mit so vieler Bescheidenheit mit ihm und bezeugete ihm so viele Ergebenheit, daß er alle Eifersucht in seinem Herzen vertilgete. Sie kamen mit einem vergnügten Gesichte wieder zu dem Kriegesheere,

gesheere, welches tausend Freudengeschreye erhob; und alle Meden stelleten sich nach dem Befehle, welchen sie vom Cyrus erhalten hatten, um ihren König, welcher aus ihrem ehrerbiethigen Wesen erkannte, daß Cyrus nicht gesuchet hatte, sie ihm abspänstig und dafür seiner Person zugethan zu machen. Zu gleicher Zeit legete man seinen Augen die kostbarsten Sachen vor, welche sich unter der Beute gefunden hatten, die man von den Feinden gemacht, und welche der Sieger für seinen Oheim hatte aufheben lassen.

Nunmehr warf sich der König in Meden seine Ungerechtigkeit vor. Er wollte sie wieder gut machen und both dem Cyrus seine Tochter zur Gemahlinn an, welche seine einzige Erbinn war. So vortheilhaft aber diese Verbindung auch seyn mochte, so wollte Cyrus solche doch nicht eher eingehen, als bis er von seinen Aeltern die Einwilligung dazu erhalten hatte.

Frl. Maria.

Dieser Cyaxares war ein kleiner Geist, der sich wie ein Wetterhahn herumdrehete.

Madem. Gut.

Sie haben ganz recht, mein Schatz. Die Eifersucht ist ein unfehlbares Kennzeichen eines kleinen Geistes.

Jgfr. Miekchen.

Ich bin jetzo wirklich recht eifersüchtig, meine liebe Gut. Meine jüngere Schwester hat nur erst vor sechs Monaten angefangen, das Clavier spielen zu lernen und indessen spielet sie doch schon viel

viel besser, als ich, da ich es seit zweyen Jahren gelernet. Ich hasse sie deswegen.

Madem. Gut.

Als wenn es ihre Schuld wäre, daß sie mehr Geschicklichkeit und Lust dazu hat, auch wohl mehr Fleiß darauf wendet, als Sie. Gestehen Sie nur, sind Sie nicht höchst ungerecht? Sie erinnern mich an eine erschreckliche Sache, die sich vor einigen Jahren zugetragen hat. Ich will sie Ihnen das nächste Mal erzählen. Leben Sie wohl, meine lieben Fräulein. Sie werden da bleiben, Fräulein Geistreich.

Das XXX Gespräch.

Mademoiselle Gut, Fräulein Geistreich.

Fräulein Geistreich.

Ach, meine liebe Gut, mein Herz ist so voll, daß ich ersticke! Es würde mir das Leben gekostet haben, wenn ich mich des Weinens hätte enthalten wollen. Ich habe Ihnen etwas entsetzliches zu sagen. Sie werden mich verachten, Sie werden mich hassen; das bin ich versichert.

Madem. Gut.

Sie halten mich denn also für sehr ungerecht, meine liebe Freundinn; haben Sie meine Freundschaft gegen Sie vergessen?

Fräul. Geistreich.

Nein, meine liebe Gut; ich weis, daß Sie mich wahrhaftig lieben; und das ist es, was mich

am

am meisten kränket. Sie werden glauben, ich habe es an dem Vertrauen gegen Sie ermangeln lassen. Wenn ich indessen Ihnen nicht eher davon gesaget habe: so ist es bloß geschehen, weil man es mir ausdrücklich verbothen hatte.

Madem. Gut.

Und wer hat Ihnen dieses Verboth gethan? Wenn es die gnädige Frau, Ihre Mama, ist: so müßten Sie sich schon in Acht nehmen, daß Sie ihr nicht ungehorsam wären.

Fräul. Geistreich.

Nein, meine liebe Gut. Es ist das Fräulein Boshaft. Sie wissen, daß wir seit einiger Zeit alle Sonnabende früh bis den Montag Abends zusammen auf das Land fahren. Sie hat mir tausenderley Schmeicheleyen gemacht; und ich habe geglaubet, sie wäre meine beste Freundinn, die ich auf der Welt hätte. Es ist eine wahrhaftige Dummheit von mir. Ich hätte aus guten Ursachen denken sollen, sie liebete mich nicht wahrhaftig: aber ich traue mir nicht, Ihnen diese Ursachen zu sagen.

Madem. Gut.

Ey, was kann Sie denn davon abhalten, mein Schatz? Anfänglich können Sie sich auf eine unverbrüchliche Verschwiegenheit bey mir sichere Rechnung machen.

Fräul. Geistreich.

Es geschieht nicht aus Furcht, daß Sie es nicht geheim halten würden, sondern das, was ich Ihnen zu sagen habe, ist Ihnen schimpflich.

Madem.

Madem. Gut.

Wenn es sonst nichts ist, als das, mein Schatz; so seyn Sie nur gutes Muthes. Sagen Sie es mir, als wenn es eine andere Person angienge.

Fräul. Geistreich.

Daß mich das Fräulein Boshaft nicht liebete, das hätte ich daraus erkennen sollen, daß sie suchete, mir eine Abneigung von Ihnen beyzubringen. Sie sagete mir beständig vor, Sie wären eine alte verdrüßliche Frau, die, weil sie selbst nicht mehr in dem Alter wäre, daß sie die Vergnügungen genießen könnte, auch andern nicht erlauben wollte, daß sie solche genössen. Sie sagete über dieses, da Sie niemals in der großen Welt gelebet hätten, weil Sie nicht von Stande wären, so könnten Sie auch nicht wissen, wie Fräulein von unserm Range sich darinnen betragen müßten; kurz, sie sagete mir tausenderley andere Dinge, die ich nicht glaube, ich versichere Sie.

Wir haben stets große Gesellschaft auf dem Lande; und weil es sehr wohlgezogene Edelleute sind, so sagen sie mir stets tausenderley angenehme und gefällige Dinge. Ich habe wahrzunehmen geglaubet, meine neue Freundinn sey darüber eifersüchtig; denn weil sie sehr häßlich aussieht, so saget niemand etwas zu ihr. Ich habe ihr gezeiget, was ich davon dächte; und so gleich hat sie mich umarmet und zu mir gesaget, da ich viel jünger und viel hübscher wäre, als sie, so wäre es kein Wunder, daß man mir den Vorzug gäbe.

»Ich

„Ich will Ihnen zeigen, daß ich nicht eifersüch-
„tig bin, setzete sie hinzu. Ich habe einen sehr
„liebenswürdigen Vetter, der mich, ungeachtet
„meiner Häßlichkeit, bis zum Thörichtwerden liebet.
„Es ist wahr, ich liebe ihn nicht, und es findet
„sich ein anderer Herr, dem ich mein Herz geschen-
„ket habe: dem ungeachtet aber habe ich doch ein
„Vergnügen, daß ich auch von dem andern gelie-
„bet werde. Dieses schmeichelt meiner Eitelkeit;
„außerdem ist er recht gütig, recht gefällig. Er su-
„chet nichts, als mir ein Vergnügen zu machen, und
„unter dem Vorwande, daß ich seine Anverwand-
„tinn bin, beschenket er mich mit allen denen Klei-
„nigkeiten, die ich wünsche. Sie sehen, ein sol-
„cher Liebhaber ist eben nicht hindan zu setzen. In-
„dessen will ich ihn doch Ihnen aufopfern. Ich
„habe ihn gebethen, er sollte morgen hieher kom-
„men. Sie sind so liebenswürdig, daß er sich
„nicht wird enthalten können, Sie zu lieben, so
„bald er Sie nur wird gesehen haben. Ich werde
„ihn verlieren; ich werde mich aber darüber trö-
„sten, wenn er nur Ihnen bleibt.

Ich gestehe es Ihnen, meine liebe Gut, was mir meine Freundinn von meinen Reizungen sagete, schmeichelte mir sehr: indessen war es mir doch anstößig, daß sie zwoen Mannspersonen Gehör gab; und ich fragete sie, ob ihre Mama darum wüßte?

„Das machen Sie gut, antwortete sie mir;
„halten Sie mich denn für so dumm, daß ich mei-
„ner Mutter Rede und Antwort davon geben soll?
„Aber hören Sie doch, werden Sie das nicht auch

„Ihror

„Ihrer lieben Gut sagen? Ich würde es Ihnen „wenigstens niemals vergeben; und ich werde auf„hören, Ihre gute Freundinn zu seyn, wenn Sie „mir nicht versprechen, Sie wollen ihr nicht ein „Wort davon sagen.

Ich hätte dieses Versprechen nicht thun sollen. Aber ich fürchtete mich so sehr, ich möchte ihre Freundschaft verlieren, daß ich alles that, was sie haben wollte. Verzeihen Sie mir das wohl, meine liebe Gut?

Madem. Gut.

Ja, meine liebe Freundinn; eine jede Sünde, die man bekennet, wird verziehen. Aber fahren Sie fort.

Frl. Geistreich.

Ich sagete darauf zu meiner Freundinn, ich hätte geglaubet, es wäre sehr übel, wenn man den Reden der Mannspersonen viel Gehör gäbe, wenigstens, wenn sie uns nicht heurathen wollten.

„Höre nur an, mein Kind, sagete sie zu mir, „ich habe dich lieb, und ich will dich glücklich ma„chen. Es ist dir kein größeres Vergnügen auf „der Welt, als wenn man Anbether hat. Man „thut deswegen nichts böses; man höret sie an; „und das ist alles. Versprich mir, du willst mei„nen Vetter lieben, wenn du ihn nach deinem „Kopfe findest.

„Wozu würde mir das dienen? gab ich ihr zur „Antwort. Er müßte auch nach dem Sinne mei„nes Papaes und meiner Mama seyn; sonst wür„den sie mir nicht erlauben wollen, daß ich ihn

„heura-

„heurathete; und ich weis gewiß, ich werde mich „ohne ihre Einwilligung niemals verheurathen.„

Darauf erzählete mir das Fräulein Boshaft alle ihre Liebeshändel, damit es mir einen guten Muth machete. Sie hat schon fünf unterschiedene Personen geliebet; und sie sagete zu mir, sie würde so lange mit ihren Liebhabern wechseln, bis sie einen darunter gefunden, der geschickt wäre, ihr Gemahl zu werden.

Madem. Gut.

Sie hat das Ansehen, daß sie lange wird warten müssen. Dergleichen Mägdchen sind viel zu verächtlich und werden viel zu sehr verachtet, als daß sie Männer finden sollten. Mein Gott! in was für schlimme Hände sind Sie doch gerathen, mein liebes Kind! Aber fahren Sie fort. Kam der Herr Vetter?

Frl. Geistreich.

Ja, meine liebe Gut; und in Wahrheit, er ist sehr liebenswürdig. Indessen hat mich das doch nicht bewogen, daß ich ihm gut geworden, sondern meine elende Eitelkeit hat es gethan. Er hat mir so viele Lobsprüche gegeben, und ich mag so gern gelobet werden, daß ich ihn aus Erkenntlichkeit dafür, wie ich glaube, geliebet habe.

Madem. Gut.

Und haben Sie es ihm gesaget, daß Sie ihn liebeten, mein Schatz?

Fräul. Geistreich.

Nein, meine liebe Gut: aber meine Freundinn hat es für mich gethan; und ich habe nicht das Herz gehabt, ihr zu widersprechen. Ich habe sogar zu

dem Herrn gesaget, er würde mir ein Vergnügen machen, wenn er bey meinen Aeltern um mich anhielte.

Madem. Gut.

Und was hat er darauf geantwortet?

Fräul. Geistreich.

Er würde es mit Vergnügen thun: er müßte aber nur noch eine Zeitlang warten; denn er hätte kein Vermögen und hoffete, einen seiner Oheime dahin zu bewegen, daß er ihm forthülfe. Er hat mich sehr gebethen, ich möchte nichts davon sagen, weil er alsdann nicht mehr die Freyheit haben würde, mich zu sprechen. Ich habe es ihm auch zusagen müssen, ich wollte ihn in der Stadt zuweilen bey dem Fräulein Boshaft sprechen; und ich bin gestern früh da gewesen. Sie hatte den andern Liebhaber, den sie liebet, bey sich; und da wir in Ihrem Zimmer waren, so sagete sie, sie hätte diesem Herrn etwas ingeheim zu sagen, und bäthe uns, wir möchten einen Augenblick verziehen: ich habe aber mit diesem Herrn nicht allein in dem Zimmer bleiben wollen, sondern bin auch so gleich hinausgegangen.

Ich habe schon seit langer Zeit Lust gehabt, Ihnen dieses alles zu erzählen: ich getrauete mir es aber nicht wegen des Versprechens, das ich gethan hatte. Indessen, als das Fräulein Lucia von dem schrecklichen Walde redete: so glaubete ich, sie sagete solches ausdrücklich meinetwegen. Es schien mir, diese so angenehmen Meuchelmörder wären meine Freundinn und ihr Herr Vetter. Was denken Sie davon, meine liebe Gut?

Madem.

Madem. Gut.

Kommen Sie, umarmen Sie mich, mein Schatz; wir wollen zusammen dem lieben Gotte für die Gnade danken, die er Ihnen erwiesen hat. Sie sind auf dem Rande eines jähen Absturzes gewesen, mein armes Kind. Denn kurz, wenn dergleichen Sachen in der Welt auskämen: so würde es um Ihren guten Ruf gethan seyn. Begreifen Sie wohl, wie erschrecklich es ist, wenn man schon im sechzehnten Jahre seinen guten Namen verloren hat; wenn in der Welt mit Fingern auf einen gewiesen wird; wenn man der Inhalt aller Unterredungen an den Caffeetischen und der Anlaß zu allerhand Liederchen ist?

Fräul. Geistreich.

Wenn das geschähe, so würde ich vor Schmerzen darüber sterben. Allein, weil es niemand weis, als meine Freundinn und Sie: so ist es nicht möglich, daß solches auskommen und öffentlich bekannt werden wird.

Madem. Gut.

Getrauen Sie sich noch, dieses schändliche Geschöpf Ihre Freundinn zu nennen? Sie wird die erste seyn, die es ausbreitet, ich versichere Sie, wofern Sie nicht wenigstens dem Rathe folgen, den ich Ihnen hierinnen geben will.

Fräul. Geistreich.

Sie haben nur zu befehlen, meine liebe Gut. Ich habe eine so große Reue über meine Unvorsichtigkeit, daß ich alles thun will, was Sie mir sagen werden, damit ich solche wieder gut mache.

Madem. Gut.

Ich hoffe es, meine liebe Freundinn. Anfänglich müssen Sie alles das der gnädigen Frau, Ihrer Mama, sagen.

Fräul. Geistreich.

Ach, mein Gott! Sie wird mich nicht mehr vor Augen leiden wollen, wenn sie es erfährt.

Madem. Gut.

Sie irren sich, mein Schatz; Sie haben ohne Zweifel eine große Unvorsichtigkeit begangen; und das wird sie betrüben: sie wird aber auch durch Ihr Vertrauen empfindlich gerühret werden, und wird es Ihnen Dank wissen, daß Sie es ihr noch bey Zeiten gemeldet haben. Gesetzet auch, daß sie auf Sie schmählete, welches ich doch nicht glaube; haben Sie es denn nicht verdienet? und ist es nicht billig, daß Sie wegen Ihres Fehlers büssen? Erinnern Sie sich dessen, was der Jungfer Eitelfreundinn begegnet ist. Es hat sie das Vertrauen nicht gereuet, welches sie auf ihren Vater gesetzet hat.

Fräul. Geistreich.

Wenn sie aber nun dem Herrn, weil er kein Vermögen hat, verbiethen wird, mich zu sprechen?

Madem. Gut.

Sie wird ihm dieses Verboth nicht deswegen thun, weil er arm ist; sondern weil er kein redlicher rechtschaffener Mensch ist.

Fräul. Geistreich.

Sie werden glauben, ich entschuldige ihn nur, weil ich ihn liebe? Nein, meine liebe Gut, es geschieht bloß, damit ich ihm Gerechtigkeit erweise.

Ich

Ich versichere Sie, er besitzt viele Redlichkeit; ohne das würde ich ihn nicht geliebet haben. Das Fräulein Boshaft hat mir, ich weis nicht wie viele schöne Handlungen von ihm erzählet, die er gethan hat. Er ist liebreich und mildthätig und gab auf dem Lande den Armen viel.

Madem. Gut.

Und wenn ich Ihnen beweise, daß er ein Schurk ist; werden Sie ihn da noch lieben?

Fräul. Geistreich.

Nein; ich verspreche Ihnen vielmehr, ich will nichts als Haß und Verachtung gegen ihn hegen.

Madem. Gut.

Sehen Sie denn nicht, mein Schatz, daß er mit Ihrer unwürdigen Freundinn eine heimliche Verbindung gemacht hat, Sie zu verderben? Oeffnen Sie doch die Augen wegen der Folgen dieses abscheulichen Anschlages. Sie werden dereinst ein unermeßliches Vermögen bekommen; das weis jedermann. Der Herr ***, Ihr vermeynter Liebhaber, ist sehr arm, und wird es allezeit seyn. Was er Ihnen von seinem Oheime saget, ist eine Fabel, die nur erfunden worden, Zeit zu gewinnen; und diese Zeit will er anwenden, Sie zu verunehren, damit er Ihre Aeltern in die Nothwendigkeit setzete, diese Heurath zu treffen. Er würde so lange, als er nur gekonnt hätte, fortgefahren haben, Sie ingeheim zu sprechen; er würde Sie vermocht haben, daß Sie an ihn geschrieben hätten; und wenn er nun geglaubet hätte, daß Sie recht verliebt in ihn wären, so würde er seinen Liebeshandel mit Ihnen bekannt gemacht, Ihre Briefe gewiesen und es so

angestellet haben, daß Sie in der ganzen Stadt zum Mährchen geworden wären; und dadurch würde er verhindert haben, daß kein rechtschaffener Mensch auf Sie gedacht hätte. Alsdann würden Ihre Aeltern gezwungen gewesen seyn, in Ihre Heurath mit ihm einzuwilligen; und vielleicht würden sie vor Schmerzen darüber gestorben seyn. Was für eine Belohnung für die Sorgfalt, womit dieselben Sie erzogen haben! Was für ein Dank für die Zärtlichkeit, die sie für Sie haben! Wenn der Herr *** ein wahrhaftig rechtschaffener redlicher Mann wäre: so würde er sich nicht nach den Absichten seiner Anverwandtinn bequemet, sondern Ihren Aeltern vielmehr von der Gefahr Nachricht gegeben haben, welche Sie in ihrer Gesellschaft liefen. Dieß würde ein Beweis von seiner Liebe und Redlichkeit gewesen seyn, der vermögend gewesen wäre, den gnädigen Herrn und die gnädige Frau zu rühren, und sie für ihn einzunehmen. Sie wissen, daß sie die Tugend höher achten, als alle Reichthümer Indiens.

Fräul. Geistreich.

Sie eröffnen mir die Augen, meine liebe Gut. Der Herr *** und seine Anverwandtinn sind Ungeheuer, die ich niemals wieder sehen will; und ich will noch gleich heute alles meiner gnädigen Mama sagen.

Madem. Gut.

Sie müssen auch noch mit Ihrer Erlaubniß einen sehr strengen und scharfen Brief an das Fräulein Boshaft schreiben, und ihm melden, Sie wären durch den Antrag, den es Ihnen gethan, mit

dem

dem Herrn allein zu bleiben, so geärgert worden, daß Sie es so gleich auf der Stelle, der gnädigen Frau, Ihrer Mama, berichtet und sie um die Gnade gebethen hätten, die Thüre vor ihr zu verschließen. Leben Sie wohl, mein Schatz; eilen Sie und führen Sie Ihren guten Entschluß aus; und vor allen Dingen vergessen Sie nicht, dem lieben Gotte für die Gnade zu danken, die er Ihnen erwiesen hat, daß er Sie an dem Rande des Absturzes noch zurück gehalten hat.

Das XXXI Gespräch.

Madem. Gut.

Wir haben, glaube ich, alles zu Ende gebracht, was den Romulus angeht. Fräulein Verständig, sagen Sie uns doch, wer war sein Nachfolger?

Fräul. Verständig.

Nach des Romulus Tode setzete es große Streitigkeiten zu Rom. Die Römer und die Sabiner wollten jede einen König aus ihrem Volke haben. Endlich wähleten die Römer den Numa Pompilius. Er war ein Sabiner, und wohnete auf dem Lande. Als man ihm die Wahl meldete: so wollte er die königliche Würde erst nicht annehmen. Seine Freunde aber redeten ihm zu, und stelleten ihm vor, er könnte in diesem hohen Stande sehr viel Gutes ausrichten; und da übernahm er denn die Regierung. Er befliß sich, die Sitten der

Römer zu mildern und ihnen eine Ehrerbiethung gegen die Religion beyzubringen. Er ließ dem Janus zu Ehren einen Tempel bauen.

Dieser Janus hatte ehemals in Italien regieret, und seine Unterthanen waren so glücklich, daß die Poeten sageten, es hätte sich Saturn, welcher von seinem Sohne Jupiter aus dem Himmel gejaget worden, zu diesem Herrn begeben und die güldene Zeit dahin gebracht. Weil dieser Herr sehr klug gewesen: so stellete man ihn mit zweyen Gesichtern vor, und wollte damit anzeigen, er verlöre das Vergangene nicht aus den Augen und sähe das Zukünftige vorher. Aus eben der Ursache hatte man seinen Namen dem ersten Monate des Jahres gegeben; denn Jänner oder Januar kömmt von dem Worte Janus, weil man sagete, der Jännermonat sehe das Jahr an, welches sich geendiget, und das, welches sich anfienge. Der Tempel des Janus sollte zu den Friedenszeiten zugeschlossen seyn; und er war es unter des Numa Regierung beständig, welche drey und vierzig Jahre dauerte.

Jgfr. Schönichinn.

Ich hörete neulich jemand sagen, man sollte demjenigen eine Ehrensäule aufrichten, welcher den Janustempel zuschließen würde; ich konnte nicht begreifen, was das sagen wollte, jetzo begreife ich es. Er wollte von demjenigen reden, der Frieden machen würde.

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz, und ich würde eben das sagen. Fahren Sie fort, Fräulein Verständig.

Frl.

Fräul. Verständig.

Auf den Numa folgete Tullus Hostilius; und der öffnete den Janustempel bey Gelegenheit dessen, was ich erzählen will.

Da die Stadt Rom mächtig geworden war: so begehrete sie den Vorzug vor der Stadt Alba, aus deren Schooße sie doch gekommen war. Dieses Begehren veranlassete einen Krieg. Als die beyden Kriegesheere einander vor Augen stunden und mit einander zu schlagen im Begriffe waren: so thaten einige Personen von beyden Nationen, welche das Blut schonen wollten, den Vorschlag, man sollte von jeder Seite drey Mann nehmen, die mit einander fechten und die ganze Nation vorstellen sollten; diejenige Stadt nun, deren Kämpfer den Sieg davon trügen, sollte über die andere herrschen.

Der Vorschlag wurde angenommen. Man wählete ein Feld zwischen beyden Kriegesheeren und schloß es mit Schranken ein. Die Römer wähleten zur Vertheidigung ihrer Zänkerey drey Brüder, welche die Horatier hießen; und die Lateiner gaben ihr Bestes in die Hände dreyer andern Brüder, Namens die Curiatier. Das Gefecht gieng an, und zween von den Horatiern wurden zu Anfange getödtet: die drey Curiatier aber waren verwundet. Der eine von den Horatiern hingegen, der noch übrig war, hatte keine Wunde. Ungeachtet dieses Vortheiles dachte er doch nicht, daß er allein es unternehmen könnte, drey Leute zu erlegen, die als verzweifelt zugleich wider ihn föchten. Er nahm also seine Zuflucht

zur List und stellete sich, als wenn er die Flucht ergriffe. Bey diesem Anblicke erhoben die Lateiner ein großes Freudengeschrey, da sich unterdessen die Bestürzung in dem Lager der Römer ausbreitete. Indessen verfolgeten die Curiatier ihren Feind; und weil sie nicht gleich stark verwundet waren, so war auch ihr Lauf ungleich, und sie fanden sich bald von einander abgesondert. Dieß hatte Horatius gehoffet. So bald er solches auch sah, wandte er sich wieder gegen sie um, und tödtete einen nach dem andern.

Darauf zog er sie aus, damit er sich, nach der Gewohnheit der damaligen Zeit, mit ihren Waffen schmückete. Unter andern Stücken nahm er auch eine kostbare Feldbinde, welche seine Schwester für einen von den Curiatiern gestickt hatte, mit dem sie verlobet war. Als der siegende Horatius, mit dieser Feldbinde geschmücket, in die Stadt Rom kam: so ließ sich seine Schwester, welche dieser Anblick an den schmerzlichen Verlust ihres Liebhabers erinnerte, von ihrem Schmerzen hinreißen, und schalt ihren Bruder aus, und machete ihm viele Vorwürfe. Horatius, den es verdroß, daß er sie über die Ehre ihres Vaterlandes unempfindlich sah, ließ sich von einem wilden und unmenschlichen Eifer übernehmen, und stieß ihr seinen Degen durch den Leib. Er sagete dabey zu ihr: „Weil du doch deinen Liebhaber deinen „Brüdern und deinem Vaterlande vorziehst: so „geh zu ihm.„ Jedermann hatte einen Abscheu vor einer so grausamen That. Horatius wurde gefangen genommen, und vor den König geführet,

ret, welcher ihn gern retten wollte, und die Sache also an das Volk verwies. Der Vater des Horatius redete für seinen Sohn; und es fiel ihm nicht schwer, das Volk für ihn zu erweichen, so daß er seine Verzeihung erhielt.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich kann dem Horatius diese Unmenschlichkeit nicht verzeihen. Seine arme Schwester würde ohne Zweifel ihren Liebhaber eben so ausgescholten haben, wenn er sich mit dem Raube ihres Bruders vor ihr gezeiget hätte.

Madem. Gut.

Vielleicht wohl; man nimmt sich der Unglücklichen allezeit lieber an, als derjenigen, die im Glücke sind. Fahren Sie fort, Fräulein Verständig.

Frl. Verständig.

Die Stadt Alba war durch des Horatius Sieg verbunden, der Stadt Rom die Oberherrschaft abzutreten, und Tullus Hostilius verlangete, es sollten fünf und zwanzig Pflanzstädte, welche zu dieser Stadt gehöreten, dem Beyspiele dieser Hauptstadt folgen. Dieses gab zu neuen Kriegen Anlaß, worinnen die Römer allezeit siegeten. Einige Zeit darnach machete die Stadt Alba Anstalten, daß sie nicht mehr unterthänig seyn wollte. Da aber Tullus dahinter kam: so zerstörete er sie, und versetzete die Einwohner nach Rom. Dieser König wurde, wie man glaubet, vom Donner erschlagen.

Ihm folgete Ancus Martius. Er hatte alle kriegerische Eigenschaften des Romulus und alle friedfer-

friedfertige und gottesdienstliche Tugenden seines Großvaters Numa. Seine Nachbarn glaubeten nicht, daß ein Mensch, welcher viel Religion zeigete, Herz haben könnte. Er überführete sie aber, daß, wenn er gleich den Frieden liebete, er doch auch Krieg zu führen wüßte, und er führete ihn allezeit zum Vortheile der Stadt Rom, so oft er angegriffen wurde.

Es befand sich damals in der Stadt Tarquinia ein Bürger, welcher große Gaben hatte, aus dem sich aber seine Mitbürger wenig macheten. Seine Frau, welche Tanaquil hieß, sagete zu ihm: „Was machest du hier? Zieh nach Rom und „setze dich daselbst, wo man alle die Fremden vor„züglich unterscheidet, welche Verdienste haben.„ Dieser Mann folgete dem Rathe seiner Frau und nahm den Namen Tarquinius an. Man giebt vor, als er nahe bey Rom gewesen, so habe ihm ein Adler seinen Hut genommen, und, nachdem er denselben hoch in die Luft geführet, ihm solchen wieder auf den Kopf gesetzet. Tanaquil, welche sich vortrefflich auf die Zeichendeuterkunst verstehen wollte, sagete ihm vorher, er würde König in der Stadt werden, wo er hinzöge. Tarquinius, welcher an der Wahrheit dieses Ausspruches keinen Zweifel hatte, nahm von dem Augenblicke an Maaßregeln, wie er auf den Thron gelangen möchte, woran er ohne die Weissagung seiner Frau niemals würde gedacht haben.

Anfänglich befliß er sich einer großen Redlichkeit, welches ihm die Hochachtung des Volkes gewann. Das Gerücht von seinen Tugenden kam

bis

bis vor den König, welcher ihn kennen lernen wollte, und, da er viel Witz und Verstand bey ihm angetroffen hatte, ihn zu seinem Vertrauten machete. Tarquinius spielete die Rolle eines ehrlichen Mannes so natürlich, daß der gute Marcus dadurch hintergangen wurde, und ihn zum Vormunde seiner beyden Söhne ernannte, da er starb. Tarquinius handelte dem Vertrauen seines Wohlthäters sehr schlecht gemäß. Er beredete seine beyden Mündel zu einer Jagd, und unter der Zeit ließ er das Volk zusammen kommen, und sich für einen König erkennen.

Jgfr. Sophie.

Was ist denn die Zeichendeuterkunst für eine Wissenschaft?

Madem. Gut.

Es ist keine Wissenschaft, mein Herz, sondern nur eine Einbildung, aus gewissen vorkommenden Dingen etwas zu schließen, und zufällige Sachen oder Begebenheiten zu Zeichen zu machen, woraus man das Zukünftige vorhersagen könnte. Die Römer und fast alle die Völker der damaligen Zeit waren überaus abergläubig. Alles, was ihnen vorkam, sollte ihnen etwas bedeuten. Wenn ein Vogel vielmehr nach der einen, als nach der andern Seite flog; wenn ein Thier, das man opferte, das Herz oder die Leber, oder das andere Eingeweide von guter oder schlimmer Beschaffenheit hatte: so zogen sie Folgen und Schlüsse daraus, und sageten gutes oder böses vorher. Sonderlich aber gaben sie auf die Vögel Acht, welche sie für

Bothen der Götter hielten, weil sie in der Luft flögen; und eine solche Person, die aus deren Fluge und Geschreye etwas weißagete, hieß bey den Römern Augur und gehörete mit zu ihrem Gottesdienste.

Frl. Luise.

Nach der Zeit aber wurden die Römer gelehrt; begriffen sie denn da nicht die Thorheit von der vermeynten Wissenschaft der Auguren oder dieser Vogeldeuter?

Madem. Gut.

Ich denke, es hat zu allen Zeiten vernünftige Leute gegeben, die sich über diese vermeyntliche Wissenschaft aufgehalten: sie nahmen sich aber wohl in Acht, daß sie nicht sageten, was sie dachten, und zwar aus der Ursache, die ich Ihnen jetzt sagen will.

Erinnern Sie sich, daß das Volk einiges Ansehen und Gewalt zu Rom hatte; und mit der Zeit nahm solche Gewalt ansehnlich zu; so daß gleichsam ein beständiger Krieg unter den Patriciern und Plebejern war. Der Senat oder Rath durfte nur eine Sache wollen, so hatte das Volk schon einen Widerwillen dagegen. Dieses so herrschsüchtige Volk aber hegete doch auch eine große Ehrerbiethung für die Religionsgebräuche, welche Numa eingeführet hatte, und wozu die Augures ebenfalls gehöreten, wenn sie gleich schon vom Romulus eingesetzet worden. Nun konnten nur die Patricier das Amt eines Augurs oder Vogeldeuters, wie es Fräulein Luise verdeutschet, bekleiden und ausüben. Es war also ein sicheres

Mittel

Mittel, das Volk zu verbinden, daß es sich nach dem Willen des Rathes bequemete. Ich will zum Beyspiele einmal setzen, das Volk habe den Krieg gewollt, und der Rath den Frieden. Man gab auf das Geschrey, auf das Fressen, auf den Flug der Vögel Acht; man zog das Eingeweide der Thiere zu Rathe und sagete ganz ernsthaft zu dem Volke: die Anzeigen und Vorbedeutungen wären nicht günstig; man würde unfehlbar geschlagen werden, wenn man föchte. Dieß war genug, die Römer zu bewegen, daß sie die Unternehmungen unterließen, die ihnen am stärksten am Herzen lagen. Sie begreifen daraus, daß den Vornehmen daran gelegen war, den Aberglauben des Volkes zu unterhalten, dessen sie sich bedieneten, es unter das Joch zu bringen.

Jgfr. Schönichinn.

Sie sehen aber doch gleichwohl, daß die Vorhersagung der Tanaquil eingetroffen.

Jgfr. Landmänninn.

Wenn Tanaquil etwas vorhersagete: so geschah es, weil sie eine große Begierde hatte, daß es geschehen möchte, und weil sie wußte, sie könnte gute Maaßregeln ergreifen, damit es glückete, wie es diese Fräulein in der Geschichte des Servius sehen werden.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich gestehe es Ihnen, meine liebe Gut, es würde eine von meinen Thorheiten seyn, daß ich das Zukünftige gern wissen möchte; und wenn Gott mir freystellete, ich sollte mir eine Gnade wählen

len, so wollte ich ihn bitten, daß er mir alles das zu erkennen gäbe, was mir auf mein ganzes übriges Leben begegnen sollte.

Madem. Gut.

Und wozu würde Ihnen das dienen, ich bitte Sie darum? Bloß Sie zu martern, indem es Ihnen gleich von diesem Augenblicke an alles Uebel gegenwärtig vorstellete, das Ihnen begegnen soll.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Wenn ich es aber vorher sehen könnte; würde ich ihm da nicht auch vorbeugen können?

Madem. Gut.

Statt aller Antwort will ich Ihnen ein kleines Mährchen erzählen, welches ich in dem französischen Magazine gelesen habe.

Es war einmal ein Mann, der von eben der Thorheit eingenommen war, die Sie hegen. Eine Feye sagete ihm vorher, er würde den ersten Tag eines jeden Monates alles erkennen, was ihm in eben dem Monate begegnen sollte. Darüber war er nun recht vergnügt: allein, seine Freude dauerte nicht lange; denn er erkannte den ersten Tag des Jahres, daß er in Gefahr wäre, Arm und Beine zu zerbrechen, und was noch ärger ist, den Verstand zu verlieren.

„Gott sey gelobet! sagete dieser Mann. Weil „ich dieses Uebel vorher gesehen habe: so kann „ich ihm vorbeugen. Ich darf nur den ganzen Monat Jänner über im Bette liegen bleiben; „wenigstens werde ich dadurch sicher seyn, daß „ich meine Arme und Beine retten kann.„ Er führete seinen Vorsatz aus; und weil er ein

Kaufmann

Kaufmann war, so überließ er die Sorge für sein Gewölbe seiner Frau und seinen Kindern; und er wollte sich um alles in der Welt willen nicht aus seinem Bette bewegen. An einem schönen Morgen aber, da er allein in seinem Zimmer war, fiel die Decke ein, und er wurde unter den Stücken fast zerschmettert. Er hatte so viel Kummer und Verdruß darüber, daß er von Sinnen kam, und ein Jahr lang in diesem elenden Zustande blieb.

Als er durch viele Hülfsmittel seine gesunde Vernunft wieder bekommen hatte: so erhielt er einen Besuch von der Feye, die ihm ein so schönes Geschenk gemacht hatte. Er gerieth sehr in Zorn, da er sie ansichtig wurde, und maß ihr die Schuld bey, daß er dieses Unglück gehabt hatte.

„Schreiben Sie es bloß ihrer albernen Neu„gierde zu, sagete sie zu ihm. Ihre Vorsichtig„keit hat Ihnen das Unglück zugezogen, was Ih„nen begegnet ist. Ist es nicht wahr, wenn Sie „an Ihrem Orte und Ihrer Stelle, nämlich in „Ihrem Gewölbe, gewesen wären, so würde Ih„nen das Einfallen der Decke Ihres Zimmers nicht „mehr Schaden gethan haben, als Ihrer Frau „und Ihren Kindern? Lernen Sie, mein Freund, „diejenigen, welche das Künftige voraussehen und „ihm vorbeugen wollen, veranlassen durch ihre „Vorsichtigkeit ein Unglück, welches ihnen nicht „begegnet wäre, wenn sie solche nicht gebrauchet „hätten.„

Jgfr. Schönichinn.

Es kömmt mir sehr sonderbar vor, daß ein Adler einem Manne den Hut wegnimmt, und nach einer

gewissen Zeit ihm solchen wieder auf den Kopf setzet. Das scheint mir nicht natürlich zu seyn.

Madem. Gut.

Und es ist auch eben so wenig natürlich. Man muß den Römern und Griechen nicht gleich alles glauben, wenn es auf sonderbare Begebenheiten ankömmt, wofern sie nicht wenigstens ganz öffentlich geschehen sind. Hier zum Beyspiele waren keine andere Zeugen, als Tarquin und seine Frau, und vielleicht einige Sclaven, die durchaus von ihnen abhiengen und sich nicht würden getrauet haben, ihnen zu widersprechen. Es konnte sehr wohl geschehen, daß ein Raubvogel dem Tarquinius den Hut weggenommen, und ihn darauf wieder hat fallen lassen, weil er ihn nicht fressen konnte. Tanaquil, die sich alles zu Nutze machete, wird die Geschichte ausgeschmückt haben; und da sie auf dem Throne war, so hatten die Römer, welche ein großes Belieben an den Wunderbaren fanden, die Gütigkeit, daß sie es ihr auf ihr Wort glaubeten. Ueberhaupt, meine lieben Fräulein, muß man schwerlich eine Sache glauben, wenn keine andere Zeugen davon da sind, als Leute, denen daran gelegen seyn kann, daß sie lügen, vornehmlich wenn diese Leute nicht von einer genauen Redlichkeit sind. Alsdann ist es erlaubet, einen Pyrrhonier abzugeben.

Frl. Heftig.

Was heißt das einen Pyrrhonier abgeben?

Madem. Gut.

Pyrrho war ein alter Weltweiser, welcher den Entschluß fassete, an allem zu zweifeln, nachdem

er

er sich fest überführet hatte, daß uns die Sinne das meiste Mal betriegen.

Jgfr. Schönichinn.

Betriegen uns denn unsere Sinne wohl? Meine Augen sind sehr gut, dünket mich.

Madem. Gut.

Nicht so gar gut, mein Schatz, als Sie es wohl glauben. Wenn sie oben auf einem hohen Berge wären: so würde ich Jhnen nicht größer vorkommen, als ihr Arm. Jhre Augen würden Sie also betriegen, wenn Sie nichts weiter, als Augen, hätten. Die Vernunft aber ersetzet diesen Fehler und lehret Sie, die Entfernung, worinnen ich von Jhnen bin, mache, daß ich so klein zu seyn scheine.

Frl. Lucia.

Sie sind eine Pyrrhonierinn, meine liebe Gut; denn Sie wollen nichts ohne Beweis glauben.

Madem. Gut.

Dieß ist ein gewisser Beweis, daß ich nicht von des Pyrrho Secte bin. Denn er glaubete nicht, daß es möglich wäre, etwas zu beweisen. Er leugnete es auch eben so wenig, sondern sagete nur bloß, das kann wohl seyn. Man hat die Pyrrhonier in einer französischen Comödie auf eine sehr artige Art lächerlich gemacht. Arlequin geht zu einem dieser Philosophen, und will ihn um Rath fragen. Dieser antwortet ihm nicht anders, als durch es kann seyn, und saget zu ihm, es geschähe aus Weisheit, daß er solches thäte; denn unsere Sinne betrögen uns und macheten, daß wir uns viele Dinge einbildeten, sähen, höreten und em-

pfänden, die doch nicht da wären. Arlequin, welcher über dieses Gerede ungeduldig wird, giebt ihm ein Dutzend Schläge mit dem Stocke. Und da sich der Philosoph darüber beklaget, daß man ihn geschlagen habe: so antwortet ihm Arlequin ganz kaltsinnig: das kann seyn, es kann aber auch gar wohl nicht seyn. Ihr haltet euch nur über mich auf, saget der Philosoph; ich habe die Stockschläge sehr wohl gefühlet. Und wisset Ihr denn nicht, antwortet ihm Arlequin, daß uns unsere Sinne betriegen? Ihr bildet euch ein, Ihr habet Schläge bekommen; ich für mein Theil sehe, nach eurer Lehre, nichts zuverläßiges dabey.

Frl. Lucia.

Ich glaube, das ist die beste Art, die Meynungen dieser Leute zu widerlegen. Ich denke, man müsse eine richtige Mittelstraße zwischen einer dummen Leichtgläubigkeit und einer lächerlichen Halsstarrigkeit, nichts zu glauben, beobachten. Erlauben Sie mir aber, meine liebe Gut, daß ich eine Anmerkung über dasjenige machen darf, was Sie gesaget haben. Sie rathen uns, man müsse eine außerordentliche Sache wohl untersuchen, wenn sie nur solche Leute zu Zeugen hat, denen daran gelegen ist, daß man sie glaube. Könnte man nicht sagen, die Apostel wären die einzigen Zeugen von der Auferstehung Christi gewesen? Dieß ist eine sonderbare Begebenheit; und es war ihnen daran gelegen, daß man solche glaubete.

Madem. Gut.

Es ist also auch sehr wohl erlaubet, sie zu untersuchen; und die ersten Christen wären sehr einfältige

fältige Thoren gewesen, wenn sie den Aposteln auf ihr Wort geglaubet hätten. Wir wollen die Beweise davon untersuchen, wenn wir die Geschichte des Evangelii lernen. Sie sind viel klärer, als die Sonne.

Es ist uns nichts mehr, als noch eine oder ein Paar Historien, wie ich glaube, aus dem alten Testamente übrig; wir wollen sie heute zu Ende bringen, wenn es Ihnen beliebet. Fräulein Heftig, seyn Sie so gütig und sagen uns die von dem Bel zu Babel oder dem Gotte des Darius.

Frl. Heftig.

Die Leute zu Babylon hatten einen Abgott, der hieß Bel. Man mußte ihm täglich überaus viel Korn, Vieh und Wein opfern. Der König, welcher Darius Cyaxares war, dienete ihm auch selbst, und gieng täglich hin, denselben anzubethen. Eines Males sagete er zu Danieln, welcher beständig um ihn war, und in größerer Gnade stund, als die andern Freunde oder geheimen Räthe des Königes: Warum bethest du meinen Gott nicht auch an? Daniel antwortete darauf: Ich diene nur dem lebendigen Gotte, der Himmel und Erde gemacht hat. Nun? fragete ihn der König, hältst du denn meinen Gott nicht für lebendig? Siehst du nicht, wie viel er täglich ißt und trinkt? Daniel lächelte nur darüber und sagete zu dem Könige: Lassen Sie sich doch nicht so verführen; der Bel ist nur von Erze und inwendig mit Leimen ausgefüllet; er kann nichts essen und hat auch noch niemals etwas gegessen. Diese Anzeige machete den König sehr böse. Er ließ alle Priester

des Bels holen, und sie sollten sagen, wer das alles verzehrete, was man dem Bel brächte. Wenn sie beweisen könnten, daß es kein anderer, als er selbst, thäte, so wäre es gut; sonst müßten sie sterben: doch alsdann sollte Daniel sterben; denn er hätte den Bel gelästert und gesaget, er wäre nicht lebendig und äße nichts. Sie ließen sich beyde den Ausspruch des Königes gefallen; und die Priester waren noch so verwegen, daß sie zu dem Könige sageten: sie wollten alle zusammen hinausgehen; der König möchte nur selbst das Essen und Trinken hinsetzen, und hernach die Thüre zuschließen und sie mit seinem eigenen Petschaftsringe versiegeln: wenn er darauf den Morgen wiederkäme und nicht fände, daß der Bel alles verzehret hätte, so wollten sie gern sterben. Sie verließen sich aber darauf, daß sie heimliche Gänge unter dem Altare hatten, wodurch sie in den Tempel kommen, und alles wegholen konnten, wenn gleich die Thüren zu waren. Daniel merkete das wohl. Er ließ also, nachdem die Speisen hingesetzet worden, von seinen Leuten Asche holen und in Gegenwart des Königes in dem ganzen Tempel herumstreuen, daß niemand weiter etwas davon wußte. Darauf giengen sie fort und schlossen die Thüre zu, und ließen sie versiegeln. In der folgenden Nacht aber giengen die Priester mit ihren Weibern und Kindern durch ihre unterirdischen Gänge hinein, und fraßen und soffen alles aus, was da war. Den Morgen früh gieng der König mit Danieln wieder hin und fragete, ob das Siegel vor der Thüre nicht noch ganz wäre? Daniel

niel bejahete es; und sie wurde darauf gleich aufgemacht. Den Augenblick sah der König auf den Tisch, daß alles weg war, und rief: Bel, du bist ein großer Gott, und es ist mit dir kein Betrug. Doch Daniel hielt den König zurück, daß er nicht hinein gieng, und bath ihn, er möchte doch auf den Boden sehen. Was sind das wohl für Fußtapfen? fragete er, und woher kommen die, wenn niemand da gewesen? Der König stutzete, und antwortete: Ja, ich sehe Fußtapfen von Männern, Weibern und Kindern. Denn es hatten sich alle Schritte und Tritte in der Asche abgedrucket; und man konnte sie deutlich erkennen. So gleich ließ er in vollem Zorne alle Priester gefangen nehmen, und sie mußten ihm die heimlichen Gänge weisen, wodurch sie ein- und ausgegangen waren. Darauf ließ er sie zur Strafe für ihre Betrügerey alle zusammen mit ihren Weibern und Kindern hinrichten, und erlaubete Danieln, daß er den Bel mit seinem Tempel zerstören durfte.

Es war aber auch noch ein großer Drache zu Babel, und den bethete man ebenfalls an. Der König wollte Danieln gern bereden, er möchte desgleichen thun. Nun, der ist doch wohl lebendig, sagete er zu ihm, und nicht von Erze; denn du siehst, daß er sich beweget, und ißt und trinkt. Darum kannst du ihn immer anbethen, wie ich. Daniel aber sagete, er würde nur den Herrn seinen Gott anbethen; und wenn es ihm der König erlauben wollte, so wollte er ihm zeigen, daß er mächtiger wäre, als der Drache, und ihn ohne Stange und Schwert umbringen. Das erlau-

bete ihm der König. Da nahm Daniel Pech, Fett und Haare, kochete das unter einander, und machete Küchelchen daraus. Die warf er dem Drachen als Fressen ins Maul; und der zerplatzete davon. Nun glaubeten die einfältigen Leute zu Babel, sie hätten keinen Gott mehr, und wurden darüber sehr böse. Sie erregeten einen Aufruhr wider den König, und sageten: er wäre ein Jude geworden; Daniel hätte ihn verführet, und er sollte ihnen solchen herausgeben, sonst wollten sie ihn und seine ganze Familie umbringen. Da der König nun sah, daß er sich nicht anders helfen konnte: so lieferte er ihnen den armen Daniel aus. Kaum hatten sie ihn, so warfen sie ihn wieder in den Graben, wo die Löwen waren. Diese Thiere bekamen sonst alle Tage ihr Fressen; jetzo aber gab man ihnen nichts, damit sie Danieln desto eher fressen sollten. Gleichwohl thaten sie es nicht; und doch war Daniel sechs Tage lang unter ihnen. Damit er nun selbst unter der Zeit nicht verhungern möchte: so schickete ihm Gott durch den Propheten Habacuc etwas zu essen. Dieser Mann hatte es für seine Leute auf dem Felde zurechte machen lassen, und wollte es ihnen hinaustragen. Da kam ein Engel zu ihm und sagete, er sollte es Danieln in der Löwengrube zu Babel bringen. Diese Stadt war aber sehr weit von dem Orte entfernet, wo der Prophet lebete. Er sagete daher zu dem Engel: Mein lieber Herr, ich habe die Stadt Babel niemals gesehen und weis auch nicht, wo der Graben ist. So gleich fassete ihn der Engel oben bey dem Schopfe und führete

führete ihn mit dem Essen, wie ein starker Wind, dahin, brachte ihn auch so gleich wieder zurück, nachdem er Danieln das Essen gegeben hatte. Dieser dankete Gotte dafür und erkannte daraus, daß er diejenigen nicht verläßt, die ihn lieben und anrufen. Den siebenten Tag kam der König zum Graben, und wollte Danieln beweinen und um ihn klagen. Aber da saß er frisch und gesund mitten unter den Löwen. Den Augenblick ließ er ihn wieder herausnehmen und erkannte, daß sein Gott ein großer Gott wäre. Darauf wurden seine Feinde und Angeber bestrafet.

Jgfr. Miekchen.

In der That, Daniel hat viele Proben einer besondern göttlichen Erhaltung gehabt; und sein Vertrauen auf Gott muß daher sehr groß gewesen seyn.

Madem. Gut.

Ohne Zweifel waren sie auch eine Belohnung seines standhaften Glaubens an den Gott seiner Väter und seines treuen Dienstes und der unveränderten Verehrung desselben an einem so abgöttischen Hofe.

Frl. Maria.

Das geht über meinen Verstand, wie es so dumme Menschen geben kann, die dergleichen Ungeheuer, als ein Drache ist, anbethen können. Ist es das nun alles, was wir aus dem alten Testamente wissen müssen, meine liebe Gut?

Madem. Gut.

Es giebt noch sehr viele schöne Sachen darinnen, mein Schatz, als die Psalmen, die Prophe-

ten, u. s. w. Weil aber das nicht historisch ist, so würde ich befürchten, es möchten Ihnen Zeit und Weile dabey lang werden, wenn ich Sie solches jetzo wiederholen ließe; denn wir mögen nur die Historien gern hören.

Frl. Maria.

Und zuweilen auch die Mährchen. Es ist schon sehr lange, daß Sie uns keines erzählet haben, meine liebe Gut. Indessen haben Sie uns doch versprochen, das Fräulein Verständig sollte uns diejenigen erzählen, die sie gemacht hat.

Madem. Gut.

Nun wohl denn, mein Schatz, ich will mein Wort halten. Es ist noch nicht spät; sie mag Ihnen eines erzählen.

Fräul. Verständig.

Es war einmal ein Fräulein, mit Namen Aemilia, welches in seinem zwanzigsten Jahre vollkommene Macht und Gewalt hatte, alles zu thun, was es wollte. Es war von einem vornehmen Stande; es hatte ein großes Vermögen; und seine Schönheit war so groß, daß man es ohne Bewunderung nicht ansehen konnte. Außer diesen Eigenschaften hatte Aemilia ein sehr gutes Herz; und ihr Verstand und Witz waren über der Personen ihres Alters und Geschlechtes ihren erhaben. Indessen glaubeten doch viele, sie wäre dumm und boshaft, weil sie Fehler hatte, welche ihren Verstand und ihr Herz verderbeten. Ihr Stolz war so groß, daß sie beständig Recht zu haben glaubete; und wenn man sich die Freyheit nahm,

und

und ihr widersprach, so gerieth sie in einen erschrecklichen Zorn, und beschuldigte diejenigen, die nicht so dachten, wie sie, der Dummheit, der Einbildung von sich selbst, des Hochmuthes, gleich als wenn aller Witz und Verstand von der ganzen Welt in ihrem Kopfe eingeschlossen gewesen wären.

Ich habe Ihnen gesaget, Aemilia sey reich gewesen; ich setze hier noch hinzu, sie war auch sehr großmüthig. Sie machete denen Personen, die sie lieb hatte, große Geschenke: allein, sie hatte nur diejenigen lieb, welche ihrer Meynung waren. Alsdann fand sie Verstand und Verdienste an ihnen. Es ist wahr, wenn man es wagete und ihr, nachdem man sie ein ganzes Jahr gelobet und gepriesen hatte, eine kleine Erinnerung gab, so verlor man ihre Gunst so gleich auf der Stelle.

Sie hatte eine Stiefschwester, die mit ihr von einerley Vater aber von einer andern Mutter war. Sie hieß Eliante. Es war ein vernünftiges Fräulein, welches Aemilien wahrhaftig liebete, und nicht leiden konnte, daß die Schmeichler ihre glückliche Gemüthsart vergifteten. Eliante war nicht reich, weil alles Vermögen von Aemiliens Mutter Seite kam. Es ist wahr, Aemilia, die ein gutes Herz hatte, wie ich schon gesaget habe, ließ es ihr an nichts fehlen; sie hatte sie so gar gebethen, sie möchte zu ihr ziehen und bey ihr wohnen. Die beyden Schwestern vertrugen sich nicht lange. Eliante war gar zu aufrichtig, als daß sie die Gunst einer Person lange behalten konnte, der man nichts anders sagen durfte, als was ihr gefiel.

„Machen

„Machen Sie es doch so, wie wir, sageten „Aemiliens Anverwandte und Freunde zu Elian„ten. Schmeicheln Sie Ihrer Schwester; weil „Sie ihrer nöthig haben, und versichert sind, daß „Sie alles von ihr bekommen können, was Sie „nur verlangen werden. Sie ist albern genug, „daß sie sich für vollkommen hält. Zum guten „Glücke schadet ihre Thorheit weiter niemanden, „als ihr; haben Sie doch die Gefälligkeit und „richten sich darnach.»

„Das würde mich sehr kränken, antwortete „Eliante; ich habe meine Schwester viel zu lieb, „als daß ich sie vollends verderben sollte.„ Dieses gute Mägdchen fuhr also fort, Aemilien weger ihrer Fehler zu warnen, welches diese letzte so sehr ungeduldig machete, daß sie Elianten aus ihrem Hause jagete, nachdem sie ihr vorher sehr übel begegnet war.

Eines Tages, da sich Aemilia auf dem Lande befand, sah sie einen Bauren, welcher einer alten Frau übel begegnete, weil sie im Vorbeygehen das Unglück gehabt hatte, einen Topf mit Milch umzustoßen, den sie nicht gesehen hatte, und welcher dem Bauren zugehörete. Diese alte Frau betheuerte, sie hätte es nicht mit Willen gethan; ihr Gesicht wäre Schuld, das wäre sehr blöde; es thäte ihr herzlich leid, daß es geschehen wäre: nichts konnte diesen rauhen groben Menschen besänftigen. Er wollte ihre Entschuldigungen gar nicht annehmen, sondern fuhr fort, ihr die gröbsten Schimpfworte zu sagen, und schien geneigt zu seyn, sie zu schlagen.

Aemilia

Aemilia, die allezeit billig war, wenn es auf Sachen ankam, die ihren Stolz nicht angiengen, sagete zu diesem rohen Menschen: „Warum schel„tet ihr doch diese arme Frau so aus, die euch um „Verzeihung bittet? Es ist ihr leid, daß sie eure „Milch umgestoßen hat; ihr müsset es ihr verzei„hen. Es ist nichts garstiger, als wenn man auf „die Leute wegen einer Sache schmählet, die sie „nicht mit Willen, sondern zufälliger Weise, gethan „haben, vornehmlich, wenn diese Sache nicht wie„der gut gemacht werden kann. Da, hier habet „ihr einen Gulden; damit sind euer Topf und eure „Milch bezahlet; daß nur nicht weiter davon ge„redet wird.„

Die gute alte Frau dankete Aemilien wegen ihrer Mildthätigkeit: und diese that viele Fragen an sie wegen ihres Alters, und wegen ihrer Umstände; denn sie hatte Mitleiden mit ihr, weil sie ihr überaus arm vorkam. Indem ihr nun die alte Frau antwortete, so hatte sie das Unglück, daß sie einem kleinen Hündchen auf die Pfoten trat, welches Aemilia sehr lieb hatte. So gleich erhob das Thier ein großes Geschrey, und floh in die Arme seines Fräuleins, welches dadurch bis zum Weinen gerühret wurde, in einen seltsamen Zorn gerieth, und die alte Frau noch viel übeler anließ, als der Bauer.

Dieses arme Mütterchen sagete mit Zittern und Beben zu ihr: „Ich bitte Sie tausendmal um „Verzeihung, gnädiges Fräulein; ich habe es nicht „mit Willen gethan.„ Aemilia wurde gar nicht von der liebkosenden Demuth, womit sie sich bey ihr

ihr entschuldigte, gerühret, sondern hob die Hand auf und wollte sie schlagen. In dem Augenblicke aber verwandelte die alte Frau ihre Gestalt und erschien vor Aemiliens Augen als eine vornehme Dame, die ein sehr majestätisches Ansehen hatte. Sie sah Aemilien mit einer spöttischen Mine an, und wiederholete ihr eben die Worte, die sie kurz vorher zu dem Bauer gesaget hatte.

„Es ist nichts garstiger, sageten Sie nur aller„erst vor einem kleinen Weilchen, als wenn man „auf jemand schmählet, der wegen eines Fehlers „um Verzeihung bittet, welchen er von ungefähr „und nicht aus Vorsatze zu beleidigen begangen hat; „vornehmlich wenn das Uebel nicht wieder gut „zu machen ist. Dieses mag Ihnen die Augen „eröffnen, fuhr sie fort. Ihre Leidenschaften, de„nen Sie sich überlassen haben, stören Ihre Ver„nunft, die von Natur richtig ist. Sie machen „Sie ungerecht, eigensinnig, boshaft und albern, „ob Sie gleich von dem Himmel eine vortreffliche „Gemüthsart erhalten haben, die, so bald Sie nur „ernstlich an der ordentlichen Einrichtung Ihrer „Leidenschaften arbeiten werden, sich gleich derge„stalt zeigen wird.„

„Ach, Madame, sagete Aemilia, sind Sie ein „Engel? Sind Sie ein guter Geist, welcher ge„schicket worden, mir die Augen zu eröffnen?„

„Ich bin weder ein Engel, noch eine Feye, ant„wortete die Dame. Man nennet mich die Ver„nunft. Ich war bestimmet, über alle Menschen „zu herrschen; und wenn sie unter meiner Herr„schaft hätten bleiben wollen, so würde ich sie zur „Glück-

„Glückseligkeit geführet haben. Die unordentli-
„chen Leidenschaften aber, welche meine Todfein-
„dinnen sind, haben mir meine Herrschaft und Ge-
„walt streitig gemacht; und es ist ihnen gelungen,
„daß sie mich aus dem Herzen des größten Theiles
„der Menschen verjaget haben. Da ich gezwungen
„worden, mich aus meinem Reiche zu verbannen:
„so regiere ich nur noch über eine kleine Anzahl.
„Wollen Sie dieselbe vermehren, und eine meiner
„Unterthaninnen werden?„

„Von ganzem Herzen gern, erwiederte Aemi-
„lia: allein, ich fürchte sehr, meine Leidenschaften
„werden die Oberhand behalten. Sie machen ein
„so großes Geräusch, daß es mir gar nicht möglich
„seyn wird, Ihre Stimme zu hören.„

„Ich rede sehr laut, antwortete die Vernunft.
„Allein, weil doch, wie Sie ganz recht sagen, die
„Leidenschaften ein großes Getöse machen: so
„muß man diesem Uebel abhelfen. Sie werden in
„Ihrem Cabinette einen Spiegel finden, den man
„Ueberlegung nennet. So oft Sie den Zustand
„Ihrer Seele erkennen, deren Krankheiten entde-
„cken und die Hülfsmittel dawider finden wollen:
„so dürfen Sie nur in das Cabinett gehen. Sie
„müssen die Thüre sorgfältig verschließen, und sich
„aufmerksam in diesem Spiegel betrachten. Ich
„bin versichert, Sie werden es nicht lange thun, so
„werden Sie gereizet werden, die größte Mühe an-
„zuwenden, sich zu bessern.„

Die Vernunft verschwand bey Aussprechung dieser letzten Worte: und Aemilia kehrete, ohne einen Augenblick zu verlieren, wiederum

derum nach Hause, und lief, sich in ihr Cabinett zu verschließen. Sie fand daselbst den Spiegel, wovon ihr die Vernunft gesaget hatte: das Glas desselben aber war so trübe und angelaufen, daß sie nichts darinnen erkennen konnte. Sie erinnerte sich darauf, daß man ihr empfohlen hätte, sie sollte die Thüre ihres Cabinettes fest verschließen. Sie gehorchete und fieng an, etwas verwirrtes in dem Glase zu sehen; jedoch konnte sie nicht recht erkennen, was es war. Sie wurde darauf gereizet, alles aufzugeben: gleichwohl unterdrückete sie diese Bewegung und entschloß sich, sie wollte nicht eher von dannen gehen, als bis sie dasjenige entdecket hätte, was die Vernunft ihr zu zeigen versprochen hatte. Sie setzete sich also gelassen nieder und gab sich alle Mühe, ihr Gemüth von den unnützen Gedanken zu leeren, damit sie sich nur allein beschäfftigte, in den Spiegel zu sehen. Auf einmal entdeckete sie darinnen ein Ungeheuer, bey dessen Anblicke sie beynahe vor Schrecken gestorben wäre.

„Da sehen Sie Ihr Ebenbild!„ sagete eine Stimme zu ihr, welche sie für die Stimme der Vernunft erkannte. Sie glauben vielleicht, meine Fräulein, daß sie derselben für die Erinnerung dankete; ganz und gar nicht. Sie wurde vielmehr dadurch, daß man sie mit diesem Ungeheuer verglich, so aufgebracht, daß sie in vollem Zorne ganz außer sich aufstund, und das verdammte Glas entzwey schlagen] wollte, welches ihr ein so garstiges Gemälde zeigete. Eben die Stimme rief ihr sehr stark zu und sagete: „Warum wollen Sie sich an dem

„Glase

„Glase vergreifen? Das giebt ja ihrer Seele die „Gestalt nicht, die Sie darinnen sehen; Ihre Seele „selbst schildert sich in diesem Spiegel ab. Wenn „Sie ihn gleich zerschmeißen werden: so wird sie es „deswegen weder mehr noch weniger seyn. Haben „Sie gesunde Vernunft: so werden sie bloß daran „arbeiten, wie Sie dieses Bild auslöschen; Sie „dürfen sich nur bessern.„

„Wirklich, sagete Aemilia, ich habe keine an„dere Partey zu ergreifen, als daß ich dem Rathe „der Vernunft folge. Es ist fest gestellet, ich „will meine Leidenschaften mäßigen; ich werde ohne „Zweifel viele Mühe haben, damit fortzukommen: „man kann aber doch bey den allerschwersten Din„gen, mit dem Beystande der Vernunft, zum „Zwecke kommen.

Jgfr. Schönichinn.

Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich Sie unterbreche: ich begreife aber nicht, warum der Spiegel so trübe war, als Aemilia in ihr Cabinett trat.

Madem. Gut.

Sehen Sie denn nicht, mein Schatz, daß eine sehr zerstreuete Person, die ganz mit demjenigen beschäfftiget ist, was sie gesehen oder gehöret hat, nicht im Stande ist, nachzudenken? Ist es Ihnen niemals begegnet, daß Sie sich in dem Wasser betrachtet haben?

Jgfr. Schönichinn.

Das begegnet mir oft auf dem Lande. Ich besehe mich in dem Teiche, wie in einem Spiegel:

aber dazu muß das Wasser still und ruhig seyn. Wenn der Wind geht; oder wenn mein Bruder zur Lust einen Stein hinein wirft: alsdann sehe ich nichts deutlich mehr darinnen.

Madem. Gut.

Unsere Seele ist diesem Teiche ähnlich, mein Schatz. Wenn sie sehr still und ruhig ist: so kann sie sich, wenn sie über sich nachdenket, eben so sehen, wie Sie ihr Gesicht in einem Spiegel sehen. So wenig sie aber auch nur beweget wird, so wird sie trübe; man kann nichts darinnen erkennen. Uebrigens, meine lieben Fräulein, thun Sie sich keinen Zwang an, wenn Sie einige Fragen zu thun haben werden. Wir sind hier, daß wir uns die Zeit vertreiben und unterrichten wollen. Außerdem wird solches der Brust des Fräuleins Verständig zu Statten kommen. Ihre Allegorie ist sehr lang, und sie hat nöthig, daß sie sich von Zeit zu Zeit ausruhet.

Fräul. Verständig.

Unter der Zeit, daß Aemilia in ihrem Cabinette war, klopfete ein Bedienter an die Thüre, und meldete ihr den Besuch von einer ihrer Anverwandtinnen. Es war eine Dame von funfzig Jahren, eine ganz gute Frau, aber so eigensinnig, daß sie deswegen unerträglich fiel. Sie änderte alle Augenblicke ihren Sinn; und wenn man mit ihr in Frieden leben wollte: so mußte man gar keinen Willen für sich haben, sondern sich bloß des ihrigen bedienen. Es floh sie auch jedermann. Sie ermüdete die Geduld ihrer Bedienten; und sie war genöthiget, ganz allein zu leben. Aemilia

verließ

verließ ihr Cabinett, um sie zu empfangen. Ihre Anverwandtinn umarmete sie und sagete zu ihr, sie käme her, Abschied von ihr zu nehmen; weil sie einige Monate auf das Land gehen wollte.

In dem Augenblicke hörete Aemilia die Stimme der Vernunft, welche zu ihr sagete: „Hier haben Sie eine schöne Gelegenheit, sich zu bessern. „Hätten Sie das Herz, mit dieser Frau auf das „Land zu gehen: so würden sie alle Augenblicke Ihrem eigenen Willen entsagen, und dafür Ihrer „Anverwandtinn ihrem folgen müssen.“

Aemilia zitterte über diesen Vorschlag. Weil sie aber eine große Herzhaftigkeit besaß: so überwand sie auf der Stelle ihren Widerwillen, und sagete zu ihrer Anverwandtinn: „Ich habe nöthig, „auch einmal frische Luft zu schöpfen. Ich würde „Ihnen verbunden seyn, wenn Sie mir erlauben „wollten, daß ich Sie begleitete.“ Die gute Frau war über diesen Antrag höchst erfreut, und fragete ihre Nichte, wie sie diese Reise am liebsten thun wollte? „Wie Sie solche werden anstellen „wollen,“ antwortete Aemilia. „O das ist mir „durchaus völlig einerley, sagete die Tante; Sie „dürfen nur wählen, meine liebe Nichte; morgen um acht Uhr will ich herkommen, und Sie „abholen.“

„Weil Sie denn nichts bestimmet haben, sagete „Aemilia, wie wir diese Lustreise thun wollen: „so dächte ich, wir thäten sie zu Pferde, wenn es „Ihnen anders so beliebete.“ — „Ich bin recht „erfreut über Ihren Geschmack, antwortete die

„Tante; ich finde nichts lächerlicher, als daß man „sich in eine Postkutsche einsperret, wo man vor „Hitze erstickt, und vom Kopfe bis auf die Füße „durchgeschüttelt wird. Nun, das ist ausgemacht, „wir wollen reiten.„

Als die gute Frau weg war: so zitterte und bebete Aemilia, wenn sie an die lange Weile dachte, welche sie bey dieser Anverwandtinn ausstehen würde. Sie fassete sich gleichwohl wieder, und sagete bey sich selbst: „Weil ich den Vorsatz „habe, mich zu bessern: so muß ich es mit guter „Art und ein für allemal thun. Es ist wahr, ich „werde drey Monate in einer Schule der Geduld „zubringen: allein, ich werde genugsam dafür be„lohnet seyn, wenn ich nur sanftmüthiger und nicht „mehr so eigenwillig zurückkommen werde.„ Sie gieng mit Endigung dieses kleinen Vernunftschlusses in ihr Cabinet. Wie groß war ihr Erstaunen und ihre Freude, als sie die Augen auf ihren Spiegel warf, und gewahr wurde, daß sich ihre Seele schon geändert hatte! Fast alle Züge des Ungeheuers waren verschwunden. Die Vernunft sagete darauf zu ihr: „Man hat sich schon halb geändert, „wenn man einen festen Entschluß gefasset hat, man „wolle an diesem großen Werke arbeiten.„

Jgfr. Eitelfreundinn.

In Wahrheit, meine liebe Gut, das würde sehr tröstlich seyn: indessen kann ich doch nicht glauben, daß es sich so verhält. Es ist schon einige Zeit her, daß ich Lust gehabt habe, mich zu bessern; und ungeachtet dessen bin ich noch immer eben dieselbe.

Madem.

Madem. Gut.

Das machet, Ihre Lust und Begierde sind nicht recht aufrichtig. Merken Sie dieses wohl an, meine wertheſten Fräulein. Wenn man eine Sache nachdrücklich will: so ergreift man die Mittel, wodurch sie gelingen kann. Wenn ich Ihnen sagete: Ich habe seit zehn Jahren große Lust, bey dem Handeln mein Glück zu machen, und indessen kann ich doch nicht damit zu Stande kommen: so würden Sie mich ohne Zweifel fragen: Aber was hindert Sie denn daran? Haben Sie etwan keine gute Waaren? Sind Sie gegen die Kaufleute, die Ihnen solche bringen, und gegen diejenigen, die Ihnen solche abkaufen wollen, nicht höflich? Ich habe niemals daran gedacht, würde ich Ihnen antworten. Meine Magd kaufet und verkaufet die Waaren, so gut sie es verſteht; ich kann mir nicht den Zwang anthun, und sie untersuchen, noch in meiner Bude wie hingepflanzet sitzen bleiben, damit ich sie verkaufe.

O, würden Sie mir antworten, Sie haben also nicht den Vorsatz, bey dem Handel Ihr Glück zu machen. Wenn Sie große Lust dazu hätten, so würden Sie die nöthigen Mittel ergreifen, daß es Ihnen gelänge; das ist ganz gewiß.

Ich sage Ihnen eben das, mein Schatz. Wollen Sie Ihr Glück machen, das ist, soll es Ihnen bey dem Vorsatze, sich zu bessern, gelingen: so legen Sie die Hand an das Werk, wie Aemilia that. Sagen Sie nicht, ich wollte wohl; sagen Sie vielmehr, ich will; und Sie werden bald die Frucht von Ihrer Arbeit sehen.

Frl. Lucia.

Das ist eine von denen Begierden, wovon Sie vor einiger Zeit mit uns redeten. Es ist genug, daß man sie wahrhaftig fasset, so ist man auch im Stande, ihr zu willfahren (mit der Hülfe Gottes versteht sich). Diese Begierde, die wir erfüllen können, wächst gleichwohl bey jedem Augenblicke wiederum auf; weil wir die ganze Zeit unsers Lebens über, allezeit etwas werden zu verbessern haben.

Frl. Luise.

Allein, meine liebe Gut hat uns gesaget, die Begierden wären Hindernisse an der Glückseligkeit.

Madem. Gut.

Ja, wenn es nicht in unserer Gewalt steht, ihnen zu willfahren, alsdann machen sie unsere Marter. Ihre Willfahrung hingegen machet unsere Glückseligkeit, wenn nur stets etwas neues dabey zu wünschen ist, welches wir auch ohne den Beystand der Geschöpfe und bloß mit der Hülfe Gottes erhalten können, die uns niemals entsteht. Fahren Sie fort, Fräulein Verständig.

Fräul. Verständig.

Aemilia dachte an nichts mehr, als an die Anstalten zu ihrer Reise. Sie hatte kein Reitkleid: sie wußte aber, daß ihr Schneider nach ihren Einfällen schon gewöhnet war, und daß er alles liegen lassen würde, um ihr zu willfahren. Sie ließ ihn also holen und sagete zu ihm: „Ich muß morgen „früh um sechs Uhr ein Reitkleid haben. Ich weis, „es ist schon Abend und bereits um acht Uhr; es „wird also die ganze Nacht daran müssen gearbei-

„tet

„ket werden; denn ich will es durchaus haben. „Merke er sichs über dieses, Meister Schneider, „daß es für mich prächtig und galant seyn muß; „schone er meines Beutels nicht; ich werde nichts „wegen des Preises sagen, wenn es nur schön ist.„

„Schon genug, gnädiges Fräulein, antwortete „der Schneider; es soll geschehen. Sie sollen zu„frieden seyn.„ Er war auch selbst sehr zufrieden, wenn Aemilia grillenhafte Einfälle hatte; denn er wußte, daß sie bey dergleichen Gelegenheiten das Geld nicht ansah, noch es bereuete. Sie bezahlete die Rechnung, ohne daß sie solche erst durchlas; und er pflegte alsdann zwanzig Ducaten für eine Sache von ihr zu verlangen, die nur zehne werth war.

Aemilia konnte die ganze Nacht über nicht schlafen. So sehr hatte die Begierde, ihr neues Kleid zu sehen, das Blut bey ihr in Wallung gebracht. Der Schneider war früh um fünf Uhr an ihrer Thüre. Zum allergrößten Unglücke von der Welt aber hatte dieser Mensch, welcher sein Maaß für sie auswendig wußte, dieses Kleid gleichwohl so übel zugeschnitten, daß es auf keiner Seite recht passete. Aemiliens erste Bewegung war, daß sie den Schneider ins Gesicht schlagen und das Kleid zerreißen wollte. In dem Augenblicke hörete sie die Vernunft, welche aus vollem Halse schrie: „Wenn Sie in Zorn gerathen: so werden Sie Ihre „Seele verderben und Ihr Kleid dadurch doch nicht „besser machen.„ Hätte die Vernunft nicht recht laut geschryen: so hätte Aemilia sie nicht gehöret; denn der Zorn und Verdruß machten ein ganz

entsetzliches Geräusch bey ihr. Sie ließ sie schweigen; und Aemilia sagete bey sich selbst: „Ich „wollte doch eine große Thorheit begehen, die mir „zu nichts würde gedienet haben; ich muß sie ver„meiden.„

Zu gleicher Zeit setzete sie sich auf einen Stuhl, schlug die Augen nieder und blieb einige Zeit lang wie eine Bildsäule; weil sie beschäfftiget war, ihre Bewegungen zu mäßigen. Als sie sich etwas geruhiger fühlete: so sagete sie mit einer sanften Stimme: „Mein lieber Meister, es sind noch drey „Stunden bis um acht, da ich mich zu Pferd se„tzen soll; glaubet er wohl, daß er in der Zeit das „Kleid ändern kann?„ Der Schneider, welcher vor Furcht zitterte, und alle Augenblicke vermuthete, er würde eins in das Gesicht bekommen, erstaunete sehr darüber, daß er Aemilien so gelassen sah. „In einem Paar Stunden, gnädiges Fräulein, sa„gete er zu ihr, will ich wieder da seyn; und Sie „sollen Ursache haben, mit mir zufrieden zu seyn.„

So bald dieser Mann hinweggegangen war: so lief sie zu ihrem Spiegel. Die Veränderung, welche sie darinnen bemerkete, munterte sie auf, noch weiter fortzufahren. Sie dankete dem Himmel für die Gnade, welche sie von ihm erhalten hatte, sich zu überwinden; und ob sie sich gleich ein großes Vergnügen daraus würde gemacht haben, dieses Kleid anzuziehen: so fassete sie doch den festen Entschluß, sie wollte ruhig bleiben, wenn es auch ganz und gar verdorben seyn sollte. Der Schneider kam nach zwoen Stunden wieder; das Kleid passete ihr vortrefflich; und Aemilia spazierete

rete unterdessen, daß sie auf ihre Anverwandtinn wartete, in einem Zimmer voller Spiegel auf und nieder, damit sie sich von allen Seiten besehen könnte. Sie hatte alle Zeit dazu; denn die Tante kam nur erst um zehn Uhr, welches Aemilien einen neuen Sieg verschaffete, die vor Begierde, ungeduldig zu werden, immer hätte sterben mögen, und dennoch nicht ungeduldig wurde.

Die Tante hatte ein Reitkleid an, welches im vorigen Jahre gemacht worden und schon ein wenig schmutzig war. Es sah neben Aemilien ihrem abscheulich aus; und die gute Frau hatte so viel Verdruß und Aergerniß darüber, daß sie immer hätte weinen mögen. Weil sie sich nun nicht entschließen konnte, mit diesem Kleide auszureiten: so sagete sie zu Aemilien: „In Wahrheit, meine „liebe Nichte, es ist eine unerträgliche Hitze draußen. „Es geht nicht an, daß wir reiten; die Sonne „würde mir große Kopfschmerzen verursachen; ich „werde mich also umkleiden und in meinem Reise„wagen fahren.“

Aemilia begriff die wahre Ursache der Veränderung ihrer Tante gar wohl; und die Vernunft sagete zu ihr: „Warum wolltest du dieser armen „Frau Verdruß machen? Es ist wahr, sie ist eine „Thörinn, daß sie wegen ihres Kleides eifersüchtig „ist: aber bist du nicht eine größere Thörinn, als „sie, daß du viele Leute genöthiget hast, die ganze „Nacht zu arbeiten, damit sie dir nur willfahreten, „weil du auf den Einfall gerathen, daß du eins „haben wolltest? Der Nutzen hat sie gezwungen, „daß sie ihren Schlaf deiner Grille aufgeopfert

„haben; wird die Tugend dich nicht verbinden kön„nen, der Eifersucht deiner Tante dein Kleid auf„zuopfern? Du kannst sie mit wenigen Kosten ver„gnügt machen.„

Aemilia, welche der Stimme der Vernunft Gehör gab, sagete zu ihrer Anverwandtinn: „Ich „will mich auch umkleiden, unterdessen, daß ich „hinschicken und Ihren Reisewagen holen lassen „werde. Seit einigen Augenblicken bin ich mei„nem Kleide auch nicht mehr so gut, als heute früh, „da es mir so hübsch vorkam. Die Farbe von „dem Ihrigen würde zu meinem Gesichte vielleicht „besser kleiden. Ich wollte wünschen, daß Ihnen „meines anstünde; ich würde Ihnen einen Tausch „vorschlagen. Versuchen Sie es an; wir haben „wohl einerley Dicke und Länge des Leibes; und ich „glaube, es wird Ihnen recht vortrefflich passen.„

Die Tante willigte von Herzen gern in diesen Vorschlag; und als sie angekleidet waren, so sagete Aemilia zu ihr: „O was das Anpassen betrifft, „so werden Sie das Kleid behalten; es scheint recht „für Sie gemacht zu seyn.„ — „Sie würden bey „dem Tausche zu kurz kommen, sagete die Tante; „indessen will ich ihn doch eingehen, wenn Ihnen „solches ein Vergnügen machet.„ — „Ganz ge„wiß, erwiederte Aemilia; das ist eine ausge„machte Sache: denken Sie nicht weiter daran, „sondern lassen Sie uns frühstücken.„

Unter der Zeit kam der Reisewagen an; und die Tante, welche vor Begierde brannte, in diesem neuen Kleide gesehen zu werden, sagete zu Aemilien: „Meine liebe Nichte, es scheint, der Himmel „habe

„habe sich ein wenig bewölket; und es geht ein „Wind, welcher die Luft abgekühlet hat. Dieser „Wind würde uns in der Kutsche, wenn wir sie „aufmacheten, mit Staube ersticken. Weil unsere „Pferde einmal bereit sind; thäten wir wohl nicht „besser, wenn wir uns derselben bedieneten?„ — „Von Herzen gern„ sagete Aemilia, die vor Ungeduld nichts mehr sagen konnte, die sich aber so gut zwang, daß ihre Anverwandtinn nichts davon merkete.

Frl. Luise.

In Wahrheit, sie hatte mehr Tugend, als ich. Das Blut kochet mir schon in den Adern, da ich es nur bloß anhöre; was würde nicht geschehen seyn, wenn ich verbunden gewesen wäre, etwas dergleichen zu leiden.

Jgfr. Zina.

Sie haben eine gar zu schlechte Meynung von sich selbst, mein Schatz; ich bin versichert, Sie würden es wie Aemilia machen. Bey dem allen, worauf kam es doch wohl an? Auf eine Kleinigkeit. Was ist daran gelegen, ob man zu Fuße, zu Pferde oder in einer Kutsche reiset, wenn man nur reiset? Mich dünket, man ist sehr glücklich, wenn man für so was weniges denjenigen Personen, mit denen man lebet, einige Stunden gute Zeit verschaffen kann. Mich dünket so gar, unser eigenes Bestes müsse uns vermögen, solches zu thun. Dieß machet die Leute aufgeräumt; ihre Unterredung ist weit angenehmer; ihr Gemüth weit freundlicher. Hätte Aemilia nicht diese Gefälligkeit gehabt: so würde sie die ganze Reise über ein höchst unange-

nehmes

nehmes mürrisches Wesen auszustehen gehabt haben. Mich dünket, sie gewann mehr dadurch, daß sie ihr Kleid ablegete, als da sie es anlegete.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich bekenne es Ihnen, meine Fräulein, ich bin bis in meine kleineste Fußzehe ein Mägdchen. Ein neues Kleid ist für mich eine Sache von Wichtigkeit, die mich über acht Tage beschäfftiget; urtheilen Sie daraus von der Größe des Opfers, welches ich würde gebracht haben, wenn ich an Aemiliens Stelle gewesen wäre. Gleichwohl bekenne ich, Jungfer Zina hat Recht; und ich habe gestern die Erfahrung von dem gehabt, was sie gesaget hat. Man brachte uns Schnupftücher; es befand sich eines darunter, das viel hübscher war, als die andern; ich fiel mit meiner Schwester zu gleicher Zeit darauf: ich war aber viel glücklicher als sie; denn ich erwischete es. Ich versichere Sie, sie ist dadurch so aufgebracht worden, daß sie den ganzen Tag gesuchet hat, um nichts mit mir zu zanken; und sie hat mich so ungeduldig gemacht, daß ich wohl zwanzigmal gereizet worden, das verdammte Tuch in das Feuer zu werfen, damit nur nicht weiter davon geredet würde.

Madem. Gut.

Und glauben Sie wohl, daß man nichts bessers hätte thun können? Würde dieses schöne Mittel den Unwillen Ihrer Schwester besänftiget haben? Was denken Sie davon, mein Schatz?

Jgfr. Eitelfreundinn.

Das würde sie noch mehr verdrossen haben. Es war nur ein Mittel vorhanden, sie zu besänftigen, dessen

dessen ich mich aber um aller Welt willen gestern nicht hätte bedienen wollen, und welches ich gleichwohl heute anwenden werde, wenn Gott will. Ich will ihr das Schnupftuch schenken.

Madem. Gut.

Das heißt Hand an das Werk legen. Wenn ich jetzo Aemiliens Spiegel hätte: so würden Sie sich um die Hälfte schöner befinden. — Allein, das Fräulein Geistreich saget nichts. Sie sind da ganz schwermüthig, mein Kind. Frisch, munter, meine liebe Freundinn! Sagen Sie mir, was haben Sie in dieser Geschichte angemerket?

Fräul. Geistreich.

Die zärtliche Art, welche Aemilia anwandte, daß ihre Tante ihr Kleid annehmen mußte. Es scheint, sie habe sie von der Sorge befreyen wollen, ihr dafür verbunden zu seyn. Ich habe bisher nicht so gehandelt. Wenn ich etwas abtrete oder wegschenke: so will ich, man solle mir sehr verbunden dafür seyn. Ist streiche mein Geschenk heraus, ich lobe es, ich mache viel Wesens davon, und ich lasse es die Leute merken, daß ich mich dessen aus Liebe zu ihnen beraube, damit Sie mir mehr Erkenntlichkeit dafür haben.

Madem. Gut.

Wissen Sie wohl, mein Schatz, daß, wenn man mir auf diese Art ein Geschenk machet, ich es sehr wohl den Leuten in das Gesicht schmeißen könnte, wenn ich meiner Herzhaftigkeit dieserwegen glaubete? Mich dünket, sie lassen es mich sehr theuer kaufen; und ich muß mir viel Gewalt anthun, wenn ich erkenntlich dafür seyn will.

Jgfr.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Das ist eben das, was ich ohne die Anmerkung des Fräuleins von Geistreich würde gethan haben. Ich werde mich derselben zu Nutze machen, und zu meiner Schwester sagen, ich frage nach meinem Schnupftuche nichts mehr.

Madem. Gut.

Das hieße von dem einen Fehler auf den andern fallen. Es ist unartig, wenn man zu den Leuten saget, ich schenke ihnen das, weil ich nichts mehr darnach frage. Sie haben vornehmlich Ursache, mit Ihrer Jungfer Schwester anders zu verfahren. Sie wissen, sie hat Sie nicht lieb; und Sie müssen aus christlicher Liebe nichts sparen, ihre Freundschaft zu gewinnen. Sie müssen also zu ihr sagen: Sie hätten Ihr Schnupftuch zwar lieb; Sie hätten aber ihr Vergnügen doch noch lieber, und Sie wären erfreuet, daß Sie eine Gelegenheit gefunden hätten, ihr dadurch ein Vergnügen zu machen, daß Sie ihr diese geringe Kleinigkeit aufopferten. — Fahren Sie mit Ihrer Geschichte fort, Fräulein Verständig; Sie können sehr zufrieden damit seyn; denn sie giebt uns nützliche Betrachtungen an die Hand.

Frl. Verständig.

Ich bin diesen Fräulein wegen der Aufmerksamkeit sehr verbunden, welche sie dieser Kleinigkeit zu schenken die Güte haben. Ueber dieses sind ihre Betrachtungen vielmehr ein Beweis von der Gründlichkeit ihres Geistes, als der Güte meiner Geschichte. Ich fahre damit fort.

Während

Während der Reise verglich Aemilia den Frieden, die Freude, die Ruhe, deren sie genoß, mit der Mühe, die sie gehabt hatte, sich zu zwingen; und sie fand gar keinen Vergleich darunter. „Ich „bin bis jetzo, sagete sie bey sich selber, wohl eine „rechte Thörinn gewesen, ich suchete mein ganzes „Glück darinnen, daß ich sah, wie alles, was um „mich war, sich nach meinem Kopfe richtete. Ich „empfinde, es ist mehr Vergnügen dabey, wenn „man andern etwas aufopfert. Man ist in ihrer „Glückseligkeit glückselig; und das sind zwey Ver„gnügen für eines.“

Als Aemilia auf dem Lande angekommen war: so erhielt sie sich herzhaft bey dem Entschlusse, den sie gefasset hatte, ihrer eigensinnigen Tante niemals zuwider zu seyn. Aus dem, was ich gesaget habe, meine wertheſten Fräulein, urtheilen Sie schon von allem dem, was sie eine so beträchtliche Zeit über auszustehen gehabt hat. Es ist gleichwohl wahr, daß es ihr nur den ersten Monat sauer ankam; man gewöhnet sich zu allem. Als sie daher wieder nach der Stadt kam, so hatte sie Lust, zu glauben, ihre Tante hätte sich gebessert; so wenig empfand sie noch ihre Widersprechungen; sie nahm solche fast gar nicht mehr wahr.

Das erste, was sie bey ihrer Ankunft zu Hause that, war, daß sie in ihr Cabinett eilete, um sich in ihrem Spiegel Nachdenken zu besehen. Wie groß war ihre Freude! Das Ungeheuer war ganz verschwunden, und ihre Seele war von einer blendenden Weiße. In eben dem Augenblicke erschien ihr die Vernunft unter der Gestalt, worinnen sie

sich

sich das erste Mal ihren Augen gezeiget hatte, und sagete zu ihr: „Aemilia, wenn man sich der er„sten Gunstbezeugungen zu Nutze machet: so ver„dienet man, neue zu erhalten. Ich will Sie mit „einem Ringe beschenken, welcher Ihre Ruhe ge„wiß machen soll. Wenn Sie ihn an dem Finger „haben werden: so wird jedermann, bey denen „Sie sich befinden werden, gezwungen seyn, Ihnen „seine wahren Gedanken zu sagen und den Grund „seines Herzens zu eröffnen. Allein, weil der Ring „nur zweymal dienen kann: so heben Sie ihn sorg„fältig auf, damit Sie sich dessen in den beyden „wichtigsten Angelegenheiten Ihres Lebens bedie„nen können.„

Mit Endigung dieser Worte verschwand die Vernunft, das ist, Aemilia sah sie nicht mehr unter einer sinnlichen Gestalt: sie merkete aber, daß sie sich in den Grund ihres Herzens begeben hatte, welches ihr viel Vergnügen machete. Der Ring aber verursachete ihr eine sehr große Unruhe. Er sollte ihr in den beyden wichtigsten Angelegenheiten des Lebens dienen: man hatte ihr aber nicht gesaget, welches dieselben wären. Endlich dachte sie, es wäre nichts von so großer Wichtigkeit für sie, als wenn sie aufrichtige Freunde und einen rechtschaffenen Mann zum Ehegatten wählete. Sie hob also diesen Ring bis zu solchen beyden Gelegenheiten auf.

Einige Zeit darnach fiel sie in eine gefährliche Krankheit; und weil sie dem Tode sehr nahe war: so machete sie ihr Testament. Ihre Jugend und ihre gute Leibesbeschaffenheit brachten sie noch davon.

davon. Als sie nun gänzlich wieder hergestellet war: so ließ sie ihre ganz Familie und ihre Freunde zusammen bitten, und gab ihnen ein großes Gastmahl. Jedermann bezeugete ihr seine Freude über ihre glückliche Genesung; und die Complimente, die man ihr deswegen machete, schienen ihr so aufrichtig zu seyn, daß sie in die Versuchung gerieth, sich recht darüber zu freuen, daß sie eine so große Anzahl wahrer Freunde hätte. Auf einmal kam es ihr in die Gedanken, sie könnte keine bessere Gelegenheit finden, sich ihres Ringes zu bedienen; weil er ihr zu erkennen geben könnte, ob die zärtliche Freundschaft auch wirklich wäre, die ihr ihre Anverwandten und ihre Freunde bezeugeten. Sie steckete ihn also an den Finger; und in eben dem Augenblicke änderte eine von ihren Baasen, welche ihr viele Liebkosungen machete, auf einmal das Gesicht und sagete zu ihr: „Wenn du etwas werth „gewesen wärest, so würdest du verrecket seyn; ich „hoffete es wohl, und ich erwartete den Augenblick „deines Todes mit Ungeduld, damit ich nur deine „diamantenen Baumeln in meine Gewalt bekäme, „die du mir in deinem letzten Willen hinterließest.„

„Bist du närrisch, meine Tochter? sagete die „Mutter von derjenigen, welche geredet hatte. „Hat man jemals dergleichen grobes und närri„sches Zeug den Leuten gesaget? Ich hatte mehr „Verlangen, daß sie verrecken möchte, als du; „weil mich ihr Tod wieder in den Besitz eines „schönen Landgutes setzete, welches ihr Vater mei„nem gestohlen hat; und welches sie mir ohne „Zweifel unter dem Titel einer Ersetzung hinter„ließ.

„ließ. Allein, ich denke es nur; und ich würde „es mir in tausend Jahren nicht einkommen lassen, „solches zu sagen.“

„Was mich betrifft, sagete eine andere, so hät„te ich ihr auch wohl den Tod gewünschet: aber „das geschah nicht aus Eigennutze; sie hatte deswe„gen gute Ordnung gemacht; es geschah aus Rache. „Bilden Sie sich nur ein, ich streue nun seit zwee„nen Monaten, dieser eingebildeten Närrinn meinen „Weihrauch; ich habe die Gefälligkeit gehabt und „allen denen Ungereimtheiten, die sie gesaget, Bey„fall gegeben; ich habe mich zum Märtyrer ihrer „allernärrischten Grillen gemacht, in der Hoffnung, „etwas dadurch von ihr zu ziehen. Indessen hin„terließ sie mir doch nur hundert Pistolen. Wis„sen Sie wohl, daß, wenn man genau rechnen „wollte, nicht ein Dreyer auf jede Lüge kommen „würde, die ich gethan habe, um sie zu loben.“

Ich würde nicht fertig werden, meine lieben Fräulein, wenn ich Ihnen alle Reden dieser falschen Freunde erzählen wollte. Es ist genug, wenn Sie wissen, Aemilia sey überzeuget worden, daß alle diese Leute, die sich so schön gegen sie stelleten, sich nur über sie aufgehalten, oder höchstens sie nur aus Eigennutze geliebet hatten.

Es war niemand mehr übrig, als die Tante, mit welcher Aemilia auf dem Lande gewesen, und ihre Stiefschwester Chante. „Was mich betrifft, „sagete die erste, so würde mich der Ring, den mir „meine Nichte vermachete, wegen ihres Todes nicht „getröstet haben. Sie ist ein gutes Kind, welches „tausenderley Gefälligkeiten für mich gehabt hat.

„Sie

„Sie hat mich so gar mit ihrem Reitkleide beschen-
„ket, weil sie sah, daß ich eine wahrhafte Eifer-
„sucht darüber empfand, daß sie besser gekleidet
„war, als ich; und sie hatte die Großmuth, daß
„sie that, als wenn sie es nicht wahrnähme. Die-
„se Dinge vergessen sich nicht, und gewinnen das
„Herz. Sie hat sich durch dieses gute Verfahren
„dergestalt meines Herzens bemächtiget, daß ich ihr
„in meinem Testamente mein ganzes Vermögen hin-
„terlasse; und ich wünsche aufrichtig, daß sie des-
„selben lange genieße. Es ist wahr, ich will die
„Sache geheim halten. Eine jede von meinen
„Nichten glaubet, sie werde meine Erbinn werden;
„und in dieser Hoffnung sind sie mir unterthänig,
„und haben tausenderley Gefälligkeiten für mich,
„worüber ich mich nur aufhalte, weil ich ihre Ab-
„sichten weis. Sie werden bey meinem Tode recht
„angeführet seyn. Ich wollte wünschen, daß ich
„nur auf vier und zwanzig Stunden wieder aufle-
„ben möchte, damit ich die Gesichter sehen und mich
„darüber freuen könnte, die sie schneiden werden.„

„Ach, sagete Eliante, ich weis Ihnen vielen
„Dank, meine liebe Tante, daß Sie Aemilien also
„zugethan sind. Ich versichere Sie, im Grunde
„verdienet sie es; ob sie gleich sehr übermüthig und
„unbesonnen ist. Ihre Laster sind durch alle diese
„Leute, die Sie hier sehen, ernähret worden. Sie
„haben mich mit meiner lieben Schwester verunei-
„niget, die ich mehr liebe, als mein Leben. Ich
„würde es zur Erhaltung des ihrigen gern hingege-
„ben haben, ob sie mir gleich die Hälfte von ihrem
„Vermögen vermacht hatte. Ich entsage demselben

„von Herzen; und ich würde so gar das wenige „aufopfern, was ich besitze, wenn sie nur meine „Liebe mit ihrer Freundschaft belohnen könnte. „Allein, ich werde alles nur immer vergebens thun, „sie wird mich doch niemals lieb haben; weil ich „mich nicht werde entschließen können, ihr zu „schmeicheln.„

Aemilia stund auf und eilete, ihre Schwester und ihre Tante mit Entzücken zu umarmen. Sie wollte ihnen bezeugen, wie empfindlich sie über ihre Gesinnungen gegen sie wäre, als ein Kammermägdchen hereintrat, welches etwas aus der Kammer nöthig hatte. Es konnte der Kraft des Ringes nicht widerstehen, und sagete zu ihrer Herrschaft: „Gnädiges Fräulein, ich wünsche Ihnen Glück zu „Ihrer Genesung. Es geschieht wenigstens aus „recht gutem Herzen. Wenn solches vor sechs „Monaten geschehen wäre; da würde es ganz et„was anders gewesen seyn. Damals wünschete ich „Sie drey Ellen tief unter die Erde; denn Sie wa„ren so boshaft, wie der Teufel. Jetzo aber sind „Sie so gütig, und so leutselig geworden, daß wir „alle zusammen, von dem Größten bis auf den „Kleinsten, Ihren Verlust beweinet haben.„

„Es ist Zeit, diesen Auftritt zu endigen, sagete „Aemilia, indem sie ihren Ring wieder in ihre „Tasche steckete; ich weis gegenwärtig, woran ich „mich wegen meiner Freunde zu halten habe.„ So bald dieser unglückliche Ring wieder eingestecket war, so befand sich die ganze Gesellschaft in einer Verwirrung, die nicht auszudrücken ist. Ein jeder war über die ausschweifenden Wahrheiten erstaunet,

net, die er gesaget und von andern gehöret hatte. Da sie endlich Aemiliens Anblick nicht länger ertragen konnten: so giengen sie einer nach dem andern fort, ohne daß sie sich getraueten ein Wort zu sagen.

Madem. Gut.

Wie wäre es, meine lieben Fräulein, wenn ich einen dergleichen Ring hätte; sollten nicht einige unter Ihnen seyn, die geschwind davon laufen würden, aus Furcht, sie möchten gar zu viel sagen? Ich scherze nur; ich brauche den Ring nicht, dasjenige zu erkennen, was in Ihren Herzen vorgeht. Jungfer Sophie, was für einen Eindruck hat das in Ihrem gemacht, was das Fräulein Verständig gesaget hat?

Jgfr. Sophie.

Ich will meine wahren Freunde erkennen lernen; und ich werde niemals vergessen, daß man sie nicht unter denen Personen suchen muß, die uns schmeicheln. Ich nehme mir auch vor, ich will die übele Laune einer gewissen Person ertragen, die Sie wohl wissen; dieß wird mich zur Geduld gewöhnen.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Und ich will mich befleißigen, über den Haß meiner Schwester zu triumphiren. Ich gestehe es, ich habe ihn mir, durch meinen Fehler, zugezogen; ich ziehe sie oft auf; ich mache sie hartnäckig, anstatt daß ich ihr ein gutes Beyspiel geben sollte, wie ich als ihre älteste Schwester zu thun verbunden bin.

Frl. Luise.

Wenn ich jemals etwas gewünschet habe: so wäre es ein solcher Ring. Was für ein Vergnügen, wenn man den Heuchlern, den Schmeichlern, den falschen Freunden, den Boshaften die Larve abziehen kann!

Frl. Luise.

Ich für mein Theil würde mich dafür bedanken, wenn man ihn mir gleich schenken wollte; und wenn ich verbunden wäre, ihn anzunehmen, so würde ich mich seiner nur in denen beyden Gelegenheiten bedienen, worinnen sich Aemilia dessen bedienet hat.

Jgfr. Landmänninn.

Ich bin Ihrer Meynung, mein Fräulein. Ein solcher Ring würde vollkommen geschickt seyn, mich zum Menschenscheue zu machen. Ich wollte lieber einen Ring haben, der mir die guten Eigenschaften der Menschen entdeckete, als ihre Mängel. Ich sehe nur gar zu oft Dinge, die mich verhindern, sie hochzuhalten, und sie so sehr zu lieben, als ich wohl wollte. Es scheint mir so gar, daß sie sich recht befleißigen, sich meistentheils so natürlich zu zeigen, als die Anverwandten und Freunde der Aemilia.

Frl. Luise.

In Wahrheit, mein Schatz, das habe ich niemals wahrgenommen; Sie würden bald machen, daß ich glaubete, Sie hätten niemals gute Gesellschaft gesehen.

Jgfr. Landmänninn.

Ich möchte gern, wie meine liebe Gut, sagen: Lassen Sie uns das erklären. Es ist bald

gesaget,

gesaget, gute Gesellschaft. Verstehen Sie darunter, mein werthes Fräulein, diejenige, worinnen man schöne Schwätzer, Leute, die viele neue Zeitungen haben, scherzhafte angenehme Personen findet? O ich kenne viele solche gute Gesellschaft: allein, das ist nicht das, was ich unter guter Gesellschaft verstehe. Ich habe zuweilen ein Frauenzimmer in eine Versammlung kommen sehen; jedermann feyerte sie. Sie haben da einen Rock von recht gutem Geschmacke an, sagete die eine zu ihr; er steht Ihnen ganz vortrefflich. — Ich bewundere Ihren Kopfputz, sagete die andere! Sie sollten sich niemals pudern; die schwarze Frisure kleidet sie recht vortrefflich. — Dieses arme Frauenzimmer, welches entzücket darüber gewesen, daß es eine Viertelstunde die Bewunderung einer Gesellschaft ausgemacht hat, eilet, in eine andere zu gehen, damit es daselbst neue Lobsprüche einsammele. Die arme Thörinn, ich hätte wohl gewünschet, daß sie in einem Winkel gestecket hätte, damit sie dasjenige gehöret, was so gleich gesaget wurde, sie hätte krumme Beine. Wahrhaftig, sagete eine Frau mit einem boshaften Gesichte, der Zeug der gnädigen Frau ist von einem guten Geschmacke: aber unter uns gesaget, sie ist nicht mehr in dem Alter, daß sie so lichte Farben tragen sollte. Sie glaubet, sie könne sich dadurch noch ein jugendliches Ansehen geben, als wenn nicht alle Welt wüßte, daß sie schon über funfzig ist. Es ist Schade, daß sie diese lächerliche Narrheit an sich hat; denn im Grunde ist sie sonst eine gute Frau. — Ich bewundere es, sagete eine andere, daß sie sich

so gern in Aufsteckekleidern zeiget; man muß einen vollkommen guten Wuchs und eine gerade Gestalt haben, wenn man darinnen gehen will. Warum kleidet sie sich nicht vielmehr nach französischer Art? Das würde ihr besser stehen und ihrer Mätherinn die Mühe ersparen, ihre Kleider auf der einen Seite auszustopfen, welches nicht so leicht angeht, daß es nicht jedermann wahrnehmen sollte. — Ich will Ihnen ein Geheimniß anvertrauen, sagete die dritte. Sie hat mir die Mäntelchen sehr angerühmet; und wenn ich ihr geglaubet hätte, so würde ich die Mode eingeführet haben, damit ich sie berechtigte, daß sie sich deren bedienet hätte: aber Gott sey Dank! ich habe dieselben nicht nöthig. — Lassen Sie ihren Buckel seyn, sagete die vierte, und uns lieber von ihrem Kopfaufsatze reden. Sie hat keine Stirne und bringt fast den halben Vormittag zu, daß sie sich die Haare ausreißt, damit sie sich eine mache. Das gelingt ihr nicht; man entdecket ihre Arbeit; man würde es nicht so sehen, wenn sie sich puderte; und sie sollte es um so viel mehr thun, weil sie sehr rauhe Augen hat und ihre Haut eben nicht den Fehler hat, daß sie gar zu weiß ist.

Nun, Fräulein Luise, unterhält man sich in denen guten Gesellschaften, die Sie besuchen, auf andere Art? Habe ich nicht Ursache, zu Ihnen zu sagen, diese Leute bedürften nicht erst eines solchen Ringes, noch auch auf die Folter geleget zu werden, damit sie alle Bosheit ihres Herzens entdeckten? Dabey war es sonderbar, daß diese Frauen kaum aus der Gesellschaft weggegangen waren, so

wurden

wurden sie auch ihrer Seits der Inhalt der Unterredung. Die Frau mit dem Mäntelchen war blind, weil sie nicht gewahr wurde, daß sie schief war; die andere war viel zu afterredneriſch, als daß sie eine Herrnhutherinn seyn konnte. Diejenige, welche sie tadelte, daß sie noch jung scheinen wollte, verhehlete wenigstens zehn von ihren Jahren. Sage ich zu viel, mein werthes Fräulein, und haben Sie nicht zwanzigmal die Wiederholung dieses Auftrittes gesehen?

Frl. Luise.

Ich gestehe es; und es ist sonderbar dabey, weil ich diese Reden oft höre, so ärgern sie mich nicht mehr. Man sollte fast, wie eine gewisse Person, sagen: Man muß sich wohl aufhalten, afterreden; denn sonst würde man vor langer Weile sterben; man muß es aber mit mehr Mäßigung thun. Ich will nichts mehr davon sagen; denn wir haben noch einen andern Auftritt mit dem Ringe zu sehen. Ich bin sehr ungeduldig, solchen zu hören; daher bitte ich das Fräulein Verständig, daß Sie die Güte habe und fortfahre.

Fräul. Lucia.

Erlauben Sie mir vorher, meine liebe Gut, daß ich Ihnen sage, ich finde Aemiliens Schicksal sehr zu beklagen. Wie? in dieser großen Anzahl Personen kann sie nur eine Freundinn finden? Das ist sehr wenig, dünket mich. Sie war also dahin gebracht, daß sie sich mit ihrer Schwester und ihrer Tante einschließen mußte; denn es war kein Mittel, daß sie mit allen denen unglücklichen Leuten einen Umgang hielt, die ihren Tod gewünschet hatten.

Madem. Gut.

Ein wahrer Freund ist ein Phönix, mein Schatz; und man ist sehr glücklich, wenn man in seinem ganzen Leben einen antreffen kann. Dieß hindert nicht, daß man nicht mit andern Leuten leben könne. Man kann außer einem Freunde Bekanntschaften, Verbindungen haben, entweder wegen der Nachbarschaft, Anverwandtschaft oder Wohlstandes halber. Man muß dergleichen Freunden alle Pflichten leisten, welche die Höflichkeit und Menschlichkeit fordern; man muß eine Art Freundschaft, Ergebenheit für sie haben. Das innerliche Vertrauen, die Ergebenheit des Herzens aber sind, oder müssen allein das Antheil des Freundes seyn. Das Frauenzimmer von Ihrem Alter machet oft Verbindungen, welche es für eine gründliche Freundschaft hält; und das ist für sie von unendlicher Wichtigkeit. Ich habe viele gekannt, die verloren gegangen sind, weil sie ihr Vertrauen zur Unzeit auf eine Person gewandt haben. Ich bestehe auf diesem Puncte, meine Fräulein. Ich halte die Bekanntschaft mit einer großen Menge Frauenspersonen für viel gefährlicher, als die mit Mannspersonen: und ich ermahne Sie, daß Sie erst eine lange Untersuchung der Gemüthsart derjenigen anstellen, mit denen sie sich verbinden sollen. Es können sich unter den Fräulein von Ihrem Alter einige frühzeitige Gemüthsarten finden. Weil indessen dieses sehr selten ist: so rathe ich Ihnen nicht, daß Sie zu dergleichen Freundinnen ein unumschränktes Vertrauen haben. Wenn sie auch gleich alle mögliche gute Eigenschaften haben sollten: so würde es ihnen

doch

doch stets an der Erfahrung fehlen, die man nöthig hat, einen guten Rath zu geben. — Fahren Sie fort, Fräulein Verständig.

Fräul. Verständig.

Aemilia hatte sich gar zu gut bey ihrem Ringe befunden, als daß sie nicht auch den zweyten Versuch damit hätte machen wollen. Sie hatte eine große Anzahl Liebhaber, die insgesammt nach dem Glücke strebeten, sie zu heurathen, und die ihr gleich zärtlich, liebenswürdig und tugendhaft vorkamen. Dieses machete ihre Wahl sehr schwer. Sie bath sie alle an einem Tage zusammen, und wollte auch, daß die größte Anzahl Personen, mit denen sie in Verbindung waren, dabey seyn sollte. Sie wollte bey Erwählung eines Ehgemahls auch gern prüfen, ob diejenigen, welche sie bisher ihre Freunde genannt hatte, eben so übel von ihr dächten, als ihre Anverwandten. Man machete sich recht lustig; und zu Ende des Tages fieng Aemilia ihre Prüfung an.

Der erste, welcher die Macht davon empfand, war ein junger Baron, welcher die schönste Gestalt hatte, die man sich nur einbilden kann. „Schöne Aemilia, sagete er zu ihr, wissen Sie „wohl, daß ich anfange, über die Comödie unge„duldig zu werden, die ich bey Ihnen spiele? Es „sind schon sechs Monate, daß ich meine Gläubiger „mit der Hoffnung auf unsere Verheurathung auf„halte. Sie rechnen auf Ihr Geld, damit sie zu „ihrer Bezahlung kommen. Entschließen Sie sich „also. Es ist nicht hübsch, daß man sie so lange „warten läßt; und Sie sind mir einige Erkenntlich-

„keit

„keit schuldig, daß ich mir seit Jahr und Tag den „Zwang angethan, und die Rolle eines heftig Ver„liebten bey Ihnen gespielet habe. Ein Ja oder „ein Nein, wenn es Ihnen beliebet, damit ich einen „Entschluß ergreifen und eine andere einfältige När„rinn suchen könne, wenn Sie es nicht seyn wollen. „Ich bin, dem Himmel sey Dank! von einem solchen „Ansehen, daß es mir nicht daran fehlen kann.„

„Ich wünsche Ihnen einen guten Tausch, sage„te Aemilia im Lachen. Und Sie, Herr von N. „wünschen sie auch, mich zu heurathen, damit Sie „Geld bekommen, Ihre Schulden zu bezahlen?„

„Gerade umgekehrt, antwortete der Herr von N. „Der bloße Namen eines Gläubigers erreget mir „schon das Fieber; und das Schuldenmachen ist „mir auf den Tod verhaßt. Eben deswegen gebe „ich eine vollkommene Liebe bey Ihnen vor. Denn „kurz, ich liebe den Aufwand, das große Wesen, „und ich bin der ärmste unter allen jüngern Brü„dern im ganzen Lande. Sie sehen wohl, es ist „mir nicht möglich, meinen Widerwillen vor dem „Schuldenmachen und meine Neigung zur Pracht „mit einander zu vergleichen, wofern ich nicht eine „reiche Erbinn heurathe. Mein Glück will, daß „ich solche an Ihnen finde, die Sie mit einem großen „Vermögen noch eine ganz leidliche Gestalt verbin„den. Ich habe also Ursache, in Sie zu dringen, „daß Sie mir den Vorzug vor diesen Herren geben, „die keine so gute Ursachen haben, warum sie Sie „heurathen wollen, als ich.„

Kaum war dieser fertig mit Reden, so nahm eine junge obrigkeitliche Person, mit Namen Oron-

tes,

tes, das Wort. Aemilien schlug nunmehr das Herz heftig. Er war unter allen ihren Anbethern derjenige, welchem sie den Vorzug zugestanden hätte, wenn sie nur ihrer Neigung Gehör gegeben. Und sie zitterte, er möchte eben so unanständige Bewegungsgründe haben, als die andern, warum er sie zur Gemahlinn suchete.

„Schöne Aemilia, sagete er zu ihr mit einem „zärtlichen und ehrerbiethigen Wesen, wäre mein „Herz frey gewesen, da ich Sie zum ersten Male sah: „so würde es Sie ohne Zweifel angebethet haben. „Allein, ich hatte es bereits verschenket, ehe ich „Sie kannte. Die zärtlichste und beständigste Lie„be machet mich Ihrer Schwester Eliante ergeben. „Sie begegnet meiner Zärtlichkeit mit Gegenliebe; „und der Tod allein wird die Bande zerreißen kön„en, die uns verknüpfen.„

„Und warum stelleten Sie sich denn, sagete „Aemilia ein wenig aufgebracht zu ihm, als wenn „Sie mich heurathen wollten, weil Sie doch meine „Schwester liebeten?„

„Verzeihen Sie diese Verstellung einem Liebha„ber, der bis zur Verzweifelung gebracht worden, „antwortete er. Ein grausamer Vater hat mich „gezwungen, daß ich mich an Sie habe machen „müssen. Ich habe allezeit gehoffet, meine weni„gen Verdienste und die wenige Lebhaftigkeit meiner „Triebe würden Sie antreiben, mir den Korb zu „geben. Ich habe mich verstellet, weil ich ihm „gern den Gegenstand meiner zärtlichen Liebe ver„hehlen wollte; und da ich mich des Anblickes mei„ner Eliante nicht berauben konnte, so blieb mir

„kein

„kein anderer Ort übrig, wo ich sie sehen konnte, „als bey Ihnen.„

„Hast du deine gesunde Vernunft noch? sagete „der Vater dieses jungen Mannes zu ihm, da er „ihm in das Wort fiel. Du besitzest schon großes „Vermögen; und anstatt daß du suchen solltest, es „dadurch zu verdoppeln, daß du eine reiche Frau „heurathetest, so läßt du dir einfallen, dein Ver„mögen einem Gesichtchen aufzuopfern, das dir „heute gefällt, und gewiß sechs Monate nach der „Hochzeit misfallen wird; denn alsdann wirst du „dich der Narrheit erinnern, die es dich hat be„gehen lassen. Lerne doch, man brauchet nur viel „Geld, wenn man glücklich leben will. Damit „kaufet man sich Vergnügungen, Ehre, Ruhm „und Verdienste.„

„Allein, mein Herr, sagete Aemilia, ich bin „nicht viel reicher, als meine Schwester Eliante; „und mein Vorsatz ist, mein Vermögen mit ihr zu „theilen, wenn Sie Ihre Einwilligung zu deren „Heurath mit Ihrem Herrn Sohne geben wollen. „Ich will gern um diesen Preis die Glückseligkeit „meiner Schwester und eines Mannes erkaufen, „welchen zum Freunde zu haben, ich mich sehr „glücklich schätzen werde. Ich müßte mich sehr ir„ren, oder es ist nicht die Schönheit meiner Schwe„ster, welche bey ihm die heftige Liebe erreget hat, „wovon er gegen sie entzündet ist.„

„Sie erweisen mir Gerechtigkeit, antwortete der „junge Orontes. Eliantens Tugenden würden „mich vermögen, ihre Hand einer großen Königinn „ihrer vorzuziehen.„

„Romanen-

„Romanengeschwätz! antwortete sein Vater. „Aber kurz, weil doch Aemilia so einfältig ist, „und sich der Hälfte ihres Vermögens zum Besten „dieser Heurath begeben will: so will ich wohl, daß „du dich ihrer Thorheit zu Nutze machest, und dei„ne Prinzessinn heuratheſt. Ich würde noch viel „vergnügter seyn, wenn uns Aemilia versprechen „wollte, sie wollte sich gar nicht verheurathen, und „dich auch zum Erben der andern Hälfte einsetzen, „welche sie sich noch vorbehält.

„Dawider setze ich mich, sagete ein Mann von „dreyßig Jahren, der eine sehr schöne Gesichtsbil„dung hatte, dessen Wesen aber ganz kalt und zu„rückhaltend war. Aemilia, wenn Sie meine „Hand annehmen wollen: so wollen wir diese bey„den Heurathen zugleich schließen.„

„Das ist doch ganz was neues, sagete Aemilie. „Wir kennen uns schon seit fünf Jahren, und ich „habe niemals an Ihnen eine eifrige Neigung zu „mir bemerket. Sie haben mich so gar, noch vor „eben nicht gar zu langer Zeit, für denjenigen ersu„chet, welcher Eliantens Gemahl werden wird.„

„Aemilia, antwortete dieser Herr, ich werde „Ihnen ein schlechtes Compliment machen; es thut „mir leid. Aber auf meine Ehre, ich kann mich „dessen nicht enthalten. Mein Herz kömmt wider „meinen Willen auf meine Zunge.„

„Sie sind schön, und Sie wissen es wohl. Es „ist Ihnen auch eben so wenig unbekannt, daß Sie „alles haben, was zu einem vollkommenen Frauen„zimmer gehöret. Ich erkannte alles das den Au„genblick, da ich Sie zum ersten Male sah, und ich

„wurde

„wurde bis zur Thorheit verliebt in Sie. Zum „Glücke für mich habe ich mich von meiner Jugend „an gewöhnet, vielmehr meine Vernunft, als meine „Neigungen, zu Rathe zu ziehen; und hören Sie, „was sie mir sagete: Aemilia ist ohne Widerspruch „ein liebenswürdiges Frauenzimmer; das würde zu „einer Maitresse genug seyn: zu einer Ehegattinn „aber brauchet man etwas anders; und man hat „dazu eine schätzbare Person nöthig. Ist Aemilia „solches? Du weißt nichts davon. Du mußt sie „also prüfen und unterdessen deine Liebe sorgfältig „verhehlen; denn wenn sie solche muthmaßen könn„te, so würde sie sich vielleicht zwingen, und es „vermeiden, sich so zu zeigen, wie sie ist.„

„Dieses sagete mir die Vernunft, und ich fol„gete ihrem Rathe. Sie gewannen bey dieser „Untersuchung nicht. Ich fand, daß Sie buhler„haft, eigensinnig, hochmüthig, halsstarrig waren. „Diese schönen Entdeckungen ersticketen meine Liebe. „Indessen behielt ich doch noch eine Neigung zu „Ihnen, die ich nicht überwinden konnte. Ich „wünschete eifrigst, daß ich Ihr Freund werden, „und Ihr Vertrauen gewinnen möchte, damit ich „im Stande wäre, Ihnen die Augen wegen Ihrer „Fehler zu eröffnen. Sie wissen, ich habe es ver„suchet; und Sie müssen es sich noch erinnern, daß „ich sehr übel bin empfangen worden. Ich mußte „also meinen Anschlag fahren lassen. Ich sah Sie „nicht mehr so oft; und ich brachte es endlich so „weit, daß ich Sie gänzlich aus meinem Herzen riß. „Gleichwohl ist es wahr, daß ich noch immer fort„fuhr, mich Ihrer anzunehmen. Ich hatte eine

„Freude

»Freude über des Orontes Bemühung um Sie; »weil ich dachte, ein rechtschaffener Mann würde »es vielleicht dahin bringen, daß er Sie von Ih»rem verkehrten Wesen zurechte brächte; und in »dieser Absicht besuchete ich Sie öfter, als sonst. »Sie reiseten auf das Land, und ich wurde bey Ih»rer Zurückkunft recht erstaunet. Die Sittsamkeit, »die Sanftmuth, die Mäßigung, und tausend ande»re gute Eigenschaften hatten die Stelle Ihrer Feh»ler eingenommen. Mein Herz wurde so gleich be»wegt, und nahm seine alten Regungen wieder her»vor. Ich wollte Sie Ihnen gleichwohl noch nicht »erklären; ich wollte erst von der Wirklichkeit »Ihrer Veränderung durch deren Dauer gewiß wer»den. Jeden Tag kamen Sie mir schätzbarer vor; »und die schöne That, die Sie jetzt in Ansehung »Ihrer Schwester begangen haben, hat mich über»zeuget, daß Sie eine eben so schöne Seele be»sitzen, als Ihr Körper ist. Denn kurz, Sie »hatten eine Neigung zum Orontes; ich hatte es »sehr wohl gemerket. Sie haben ihn, ohne sich »einen Augenblick zu bedenken, aufgeopfert; und »wenn man fähig ist, sich eine solche Gewalt anzu»thun, so ist man zu allem fähig.«

»Ich will auf Ihre Freymüthigkeit antworten, »sagete Aemilia. Ich habe Sie niemals geliebet: »Sie sind aber unter allen Mannspersonen derjeni»ge, den ich am höchsten schätze, und am liebsten »zum Freunde erwählen wollte; und weil ich im Her»zen' überzeuget bin, die größte Glückseligkeit des »Lebens bestehe darinnen, daß man seine Tage mit »einem Freunde zubringt: so heurathe ich Sie.«

So gleich warf Aemilia, welche wußte, daß die Kraft ihres Ringes vorbey war, solchen ins Feuer. Ihre Liebhaber giengen beschämet hinweg; und es blieben nur diejenigen, die nicht Ursache hatten, sich derer Regungen und Gedanken zu schämen, die sie kund gethan hatten. Des Orontes Vater blieb gleichwohl da. Der Ring hatte seine Zunge nicht gezwungen, die wahren Gedanken seines Herzens zu erklären. Er war ein öffentlicher Anbether des Reichthumes, und fuhr fort, auch nachdem der Ring verbrannt war, zu behaupten, man müßte, wenn man eine gute Heurath thun wollte, viel Geld antreffen, und sich um das Uebrige nicht bekümmern. Die vier Verliebten ließen ihn reden; weil es vergebens würde gewesen seyn, ihn aus dem Irrthume zu bringen. Ihre Verheurathung wurde bald vollzogen; und ihr Glück die ganze lange Zeit, welche sie mit einander lebeten, durch keine Wolke gestöret.

Frl. Lucia.

Ich finde diese Allegorie recht allerliebst. Vornehmlich ist das Ende nach meinem Sinne. Ich kann nicht begreifen, wie sich eine vernünftige Person für Geld verkaufen mag; und ich erstaune, daß es noch eine so große Anzahl geruhiger Ehen giebt, wenn ich bedenke, daß sie aus Eigennutze geschlossen werden.

Madem. Gut.

Sie haben Recht, mein Schatz. Nichts ist schändlicher, als eine bloße Geldheurath. Man muß aber doch gleichwohl die Klugheit ein wenig

zu

zu Rathe ziehen, wenn man sich verheurathet. Die schönen Empfindungen sind vortrefflich: allein, man lebet nicht davon; und man kann sie seinen Kindern nicht zur Aussteuer mitgeben. Diese Münze ist in dem Jahrhunderte, worinnen wir leben, nicht gäng und gebe. Es ist gewiß, man muß lieber einen verdienstvollen Mann ohne Vermögen, als einen reichen Mann ohne Verdienste, heurathen. Allein, dieses setzet voraus, daß man für sich schon ein hinlängliches Vermögen hat, und die Verdienste ganz unleugbar sind. Eine Person, die ihr Herz hat einnehmen lassen, ist eine schlechte Richterinn. Sie leihet dem Gegenstande ihrer Liebe großmüthiger Weise alle mögliche gute Eigenschaften. Man brauchet also einen uneigennützigen Schiedsrichter; und dieß sollen gemeiniglich die Anverwandten seyn. Ich sage gemeiniglich. Es giebt einige Fälle, wo ein junges Frauenzimmer berechtiget seyn kann, denjenigen nicht zu heurathen, welchen sie für sie aussuchen. Allein, diese Fälle sind selten; und das sicherste ist, daß man es bey der Erwählung eines Ehegatten auf sie ankommen läßt. Gott segnet den Gehorsam, welchen wir denjenigen erweisen, die bey uns seine Stelle vertreten. Wenigstens muß man niemals wider ihren Willen heurathen. Es giebt keinen Fall, worinnen solches erlaubet ist.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Das kömmt mir sehr hart vor. Eine Person kann einen andern lieben, welcher ihrer Ergebenheit würdig ist. Sie empfindet, sie könne nicht glücklich seyn, wenn sie nicht ihr Leben mit demje-

nigen zubringt, den sie liebet; und Sie wollen, sie solle einen andern heurathen?

Madem. Gut.

Nein, mein Schatz; ich will, sie solle keinen heurathen, sondern ledig bleiben; dieß ist alles, was ich erlauben kann. Die Gewalt der Aeltern ist heilig. Wehe ihnen, wenn sie derselben misbrauchen. Lassen sie es aber an ihren Pflichten gegen ihre Kinder ermangeln: so darf dieses nicht die letztern berechtigen, es auch an ihren Pflichten gegen sie ermangeln zu lassen. Sie werden dereinst eine Hausmutter werden; und Sie werden alsdann den Umfang Ihrer Verbindlichkeiten gegen Ihre Aeltern einsehen und erkennen.

Jgfr. Sophie.

Ich bitte Sie um Verzeihung, meine liebe Gut; ich glaube aber, Sie irren sich. Sie wollen sagen, wenn das Fräulein Kinder bekommen wird, so werde es deren Pflichten gegen sie erkennen. Denn was für ein Verhältniß hat es wohl mit ihren Kindern und demjenigen, was das Fräulein ihren Aeltern schuldig ist?

Madem. Gut.

Ich irre mich nicht, mein Schatz. Man kennet die Verbindlichkeiten, die man seinen Aeltern hat, nicht eher, als bis man selbst Kinder hat. Die Sorgen, die Beschwerden, die Unruhe, welche sie verursachen, erinnern uns dessen, was wir unsern Müttern gekostet haben. Wenn Sie das recht überlegeten, meine lieben Fräulein: so würden Sie schon vor dem bloßen Gedanken, ihnen ungehor-

sam

sam zu seyn, einen Abscheu haben. Ich will Ihnen eine erschreckliche Geschichte erzählen, die sich vor einigen Jahren zugetragen hat. Hören Sie wohl zu, Jungfer Eitelfreundinn. Sie ist ganz geschickt, Ihnen die Gefahr von dem Romanenlesen zu erkennen zu geben.

Es lebete in der Provinz .... ein Edelmann, der nur eine einzige Tochter hatte. Ob er gleich nicht sehr reich war: so lebete er doch auf eine anständige Art auf dem Lande; und seine Liebe zu seiner Tochter machete, daß er sich alle Mühe gab, ihr eine gute Erziehung, oder wenigstens das, was man eine gute Erziehung nennet, zu verschaffen. Sie verstund die Musik vortrefflich; sie konnte vortrefflich tanzen; und hatte ihren Verstand durch das Lesen angebauet. Zum Unglücke ließ man ihr die Wahl, was für Bücher sie lesen wollte; und sie bekam eine überaus große Lust zu den Romanen. Die Edelfrau, von der ich diese Geschichte habe, und welche eine Freundinn der Mutter dieses Fräuleins war, stellete ihr vor, dieses Lesen würde ihr den Verstand verderben: sie wurde aber nicht angehöret; und Elisabeth fuhr fort, Romanen zu lesen. Sie war ganz davon bezaubert, wenn sie die Begebenheiten derjenigen beständigen Liebhaber las, die sich sonst nirgend, als da, befinden, und die alles ihrer Liebe aufopfern. Sie hatte den Kopf von den Sätzen der Poeten voll: Eine Hütte mit dem, was man liebet, ist einem Pallaste vorzuziehen.

Ihr Vater starb und machete, als ob er gleichsam die Ausschweifung seiner Tochter hätte vor-

aus sehen können, ein Testament, worinnen er ihr dreytausend Thaler vermachete, unter der Bedingung, daß sie sich nur mit Einwilligung ihrer Vormünder und Mutter verheurathen sollte. Nahe bey ihrem Hause war eine Kirche oder Capelle, worinnen die Bauren zusammenkamen und Lieder sangen. Sie unterschied unter denselben eine Stimme, die ihr gefiel, und entdeckete, daß derjenige, welcher so schön nach ihrem Gefallen sang, ein Bauerknecht war, der ganz gut aussah, aber erstaunlich dumm war. Sie fand Mittel und Wege, mit ihm zu sprechen, und machete den schönen Anschlag, sie wollte ihn heurathen; wobey sie sich eine annehmliche Abschilderung von dem Landleben machete, das sie mit ihm führen würde.

Indem dieses vorgieng, führete Elisabethens Mutter sie nach London; und weil sie sehr liebenswürdig war, so wurde ein reicher Mann verliebt in sie und begehrete sie zur Ehe; und sie wurde ihm auch versprochen. Alles war zur Vollziehung fertig, als unsere Närrinn, welche glaubete, dieser letzte Streich würde sie denen Heldinnen gleich machen, die sie bewundert hatte, eine besondere Unterredung mit ihrem künftigen Gemahle verlangete. Sie sagete zu ihm: „Mein Herr, die Hochachtung, „welche Sie bey mir erreget haben, hat mich glau„ben lassen, ich würde nichts wagen, wenn ich Ih„nen mein Herz eröffnete. Ich habe schon seit lan„ger Zeit einen Geliebten; und ich mache mir ein „Gewissen, Sie zu einer Zeit zu heurathen, da ich „einen andern liebe. Ich hoffe also, Sie werden „unsere Verheurathung nicht zu Stande kommen

„lassen,

„lassen, ohne daß es eben scheine, daß ich Anlaß „gegeben habe, solche zu zerreißen. Sie werden „mir dadurch einen Dienst leisten, den ich in mei„nem Leben nicht vergessen werde.„

Ein rechtschaffener Mann hat in dergleichen Begebenheiten seinen Entschluß bald gefasset. Die Heurath wurde abgebrochen, ohne daß Elisabethens Mutter argwohnen konnte, ihre Tochter hätte Theil daran. Sie nahm sie wieder mit auf das Land, wo solche einige Monate darnach ihren Bauerkerl heurathete, und sich dadurch enterbet sah. Ihre Mutter, nachdem sie vor Verzweifelung zuerst fast den Tod darüber gehabt, hat es ihr verziehen, und sich alle Mühe gegeben, ihren Schwiegersohn in den Stand zu setzen, daß man etwas aus ihm machen könnte. Es hat ihr aber nicht gelingen wollen; von so eingeschränktem Verstande ist er. Alles, was seine Frau hat ausrichten können, ist, daß sie ihn ein wenig lesen gelehret. Er ist gegenwärtig ein Kärner und verdienet achtzehn Groschen die Woche. Die arme Mutter, welche sich etwas von ihrem nothdürftigen Unterhalte entzieht, greift ihnen damit noch unter die Arme: dieser Beystand aber wird nicht lange dauern. Der Kummer und Gram verzehren sie; und ihre unglückliche Tochter wird sich bald ihren Tod vorzuwerfen haben.

Jgfr. Landmänninn.

Das Mägdchen war närrisch; und ein solches Unglück ist nur für diejenigen zu befürchten, die auch närrisch werden.

Madem. Gut.

Es giebt zweyerley Art Narrheit, mein Schatz; die eine, wobey man den Verstand ganz und gar verliert; und die ist vielleicht am wenigsten kläglich, so wie sie am seltensten ist. Die andere, welche die Vernunft störet; und die erfolget allemal, wenn man sich von einer gewaltsamen Leidenschaft einnehmen läßt. Vor dieser Art von Thorheit müssen Sie sich in Acht nehmen. Wie viele Frauenspersonen, von denen man glaubet, sie hätten gesunde Vernunft, begehen nicht noch größere Thorheiten, als Fräulein Elisabeth?

Frl. Luise.

Ist es möglich, daß man noch eine größere Thorheit begehen kann, als einen solchen Mann heurathen?

Madem. Gut.

Ja, mein Fräulein, diejenige, welche wider ihrer Aeltern Willen einen Spieler, einen lüderlichen Menschen, einen, der keine Sitten hat, heurathet, trifft ohne Streit eine noch weit schlechtere Heurath, als dieses Mägdchen. Ihr Mann ist ein Dummkopf, ein armer elender Mensch in Ansehung des Vermögens: man saget aber, er sey ein ehrlicher Mensch und halte seine Frau sehr in Ehren. Sie ist unstreitig nicht so unglücklich mit ihm, als sie mit einem seyn würde, der übele Sitten hat.

Es ist Zeit, daß wir aus einander gehen, meine wertheften Fräulein. Unsere Lehrstunde hat viel länger gewähret, als sonst.

Das

Das XXXII Gespräch.

Madem. Gut.

Wir sind nunmehr auf die Geschichte des neuen Testamentes gekommen, meine lieben Fräulein. Verdoppeln Sie Ihre Ehrerbiethung und Ihre Aufmerksamkeit, ich bitte und beschwöre Sie darum. Gott wird sich nicht weiter der Propheten bedienen, uns seinen heiligen Willen zu lehren; sondern seines eigenen Sohnes, welcher Mensch wird, damit er unser Heiland, unser Meister und Lehrer werde. Lassen Sie uns ihn bitten, daß er in unsern Herzen reden wolle, wenn sein göttliches Wort unsere Ohren rühren wird. Fräulein Maria, die Reihe ist an Ihnen; Sie müssen anfangen.

Frl. Maria.

Zu der Zeit Herodis, des Königes in Judäa, lebete eine Jungfrau daselbst, die hieß Maria. Sie war überaus fromm, und das allerbeste Kind, welches nur jemals auf der Welt gewesen ist. Ihre Herkunft war nicht geringe. Sie hatte eine große Reihe Ahnen und stammete aus dem königlichen Hause David ab. Allein, diese Familie war sehr herunter gekommen, und Maria also überaus arm. Es hatten aber die Juden in Gewohnheit, daß sie nicht aus der Familie freyeten, sondern die Töchter von ihren Anverwandten heuratheten, damit die Stämme nicht unter einander vermenget würden, sondern beysammen blieben. Nun fand sich einer,

mit Namen Joseph, welcher auch aus dem Hause David herstammete, aber nur ein armer Zimmermann war; der hielt um die Jungfrau Maria an; und sie wurde ihm auch versprochen, und er also mit ihr verlobet. Er heurathete sie aber nicht gleich, sondern ließ sie noch etwas bey ihren Aeltern. Die Evangelisten sagen nicht, warum? vielleicht aber war sie noch gar zu jung. Ehe er sie nun heimholete, so geschah es, daß ein Engel einmal zu der Jungfrau Maria hineinkam, eben da sie bethete. Er sagete zu ihr: Gegrüsset seyst du, Holdselige, der Herr ist mit dir, du Gebenedeyete unter den Weibern. Maria erschrack recht, da sie den Engel sah, und wußte nicht, wie sie den Gruß verstehen, oder was sie daraus machen sollte. Der Engel aber sagete zu ihr: „Fürchte dich nicht, Maria, du hast Gnade bey Gott „gefunden. Siehe, du wirst einen Sohn bekommen, dessen Namen wirst du Jesus heißen. Er „wird groß seyn und ein Sohn des Höchsten genennet werden; und Gott der Herr wird ihm den „Stuhl seines Vaters Davids geben, und er wird „ewiglich ein König über das Haus Jacob seyn und „seines Königreichs wird kein Ende seyn.“ Hierauf antwortete Maria dem Engel: „Wie soll das „zugehen? Ich wohne ja noch nicht bey meinem „Manne.“ Aber der Engel gab ihr zur Antwort: „Der heilige Geist wird über dich kommen, und die „Kraft des Höchsten wird dich überschatten; darum „wird auch das Heilige, das von dir geboren wird, „Gottes Sohn genennet werden. Deine Gefreundtinn Elisabeth wird in ihrem Alter ebenfalls noch

„einen

„einen Sohn bekommen, wenn man gleich von ihr „gesaget hat, sie werde niemals Kinder haben: „denn bey Gott ist kein Ding unmöglich.“ Maria sagete dazu nichts weiter, als: „Ich bin des Herrn „Magd, mir geschehe, wie du gesaget hast.“ Und der Engel schied darauf von ihr.

Madem. Guk.

Lassen Sie uns einige Betrachtungen über diese Historie anstellen, meine Fräulein. Da die andere Person in der heiligen Dreyeinigkeit Mensch werden wollte: so wählete sie sich eine Mutter. Sie wurde aber nicht unter den Königinnen oder unter den Reichen gewählet. Es ist wahr, Maria war aus königlichem Geblüte: allein, ihr Stand war deswegen gegenwärtig nicht vornehmer. Der Engel sagete nicht zu ihr: Ich grüße dich, weil du aus dem königlichen Hause Davids bist, weil du schön bist. Alle diese Vorzüge sind nichts in den Augen Gottes und der Engel. Er grüßet und nennet sie die Holdselige, das ist, die voller Liebe Gottes, voller Sanftmuth, voller Huld, voller Sittsamkeit, mit einem Worte voller Tugend ist. Dieß sind die einzigen wahren Güter, aus welchen allein Gott etwas machet; die einzigen, welche er seiner Mutter und allen denen zugesteht, die er liebet. Wir sind also sehr blind, wenn wir andere Güter hochschätzen, als diese; wenn wir diese wahren Güter aufopfern, damit wir Reichthum, Ruhm und Ehre und die andern eiteln Vortheile erwerben, welche man in der Welt so hoch schätzet.

Frl. Lucia.

Sagen Sie mir doch, meine liebe Gut, warum erschrack denn Maria, da sie den Engel sah?

Madem. Gut.

Die heilige Schrift giebt uns nicht an allen Orten die Ursachen von denen Begebenheiten an, die sie erzählet; wir können also auch nur muthmaßlich davon reden. Hören Sie denn, was ich glaube, was man für Muthmaßungen wegen des Erschreckens und der Furcht der Jungfrau Maria machen kann. Sie sieht sich mit einem Engel in männlicher Gestalt allein, und er giebt ihr Lobsprüche. Es brauchet mehr nicht, ein tugendhaftes und sittsames Mägdchen zu beunruhigen und zu erschrecken. Hierinnen, meine lieben Fräulein, giebt sie den jungen Mägdchen eine vortreffliche Lehre. Die Lobsprüche der Mannspersonen sind ihr verdächtig, und sie befürchtet stets, daß diejenigen, die durch Schmeicheley mit ihr reden, sie nur zu betriegen suchen. Fahren Sie fort, Jungfer Miekchen.

Jgfr. Miekchen.

Damals lebete auch ein Priester, mit Namen Zacharias; der hatte eine Frau, die hieß Elisabeth und war der Jungfrau Maria Befreundtinn. Sie waren alle beyde fromme Leute, und in allen Gebothen und Befehlen Gottes unsträflich: sie hatten aber keine Kinder, und hoffeten auch nicht mehr, daß sie welche bekommen würden; denn sie waren schon sehr alt. Eines Tages, da die Reihe am Zacharias war, daß er nach der Gewohnheit in dem Tempel räuchern sollte: so gieng er hinein; und

das

das Volk blieb unter der Zeit draußen und bethete. Indem er nun vor dem Räuchaltare stund: so sah er zur Rechten an demselben einen Engel stehen. Er erschrack vor ihm und fürchtete sich sehr. Der Engel aber sagete, er sollte sich nur nicht fürchten, sein Gebeth wäre erhöret, und er sollte noch die Freude haben, daß er von seiner Frau einen Sohn bekäme; er sollte ihn Johannes nennen; und dieser Sohn würde vor dem Herrn groß und mit dem heiligen Geiste erfüllet seyn, und vor dem Meßias hergehen, die Leute bekehren und sie vorbereiten, daß sie denselben annähmen. Daher heißt er denn auch der Vorläufer. Zacharias konnte sich das nicht einbilden; und sagete deswegen zu dem Engel: Woran soll ich das erkennen? Denn ich bin alt und meine Frau auch. Du sollst stumm werden, antwortete der Engel, und so lange nicht reden können, bis es geschehen ist, weil du meinen Worten nicht geglaubet hast. Das Volk wartete indessen auf den Zacharias und wunderte sich, wo er doch so lange bliebe. Endlich kam er, konnte aber nicht mit ihnen reden; und sie merketen aus denen Zeichen, die er ihnen machete, daß er ein Gesicht gesehen hätte und stumm wäre. Er gieng nach Hause, und seine Frau wurde darauf schwanger, und hielt sich eingezogen. Maria hatte solches von dem Engel erfahren und gieng daher über das Gebirge in Juda, sie zu besuchen und sich mit ihr zu erfreuen. So bald Maria in des Zacharias Haus trat, und Elisabeth ihren Gruß hörete: so hüpfete das Kind in ihrem Leibe. Elisabeth wurde des heiligen Geistes voll, da ihr Maria erzählete, was

ihr

ihr angekündiget worden. Sie rief laut und sagete zu ihr: „Gebenedeyet bist du unter den Weibern „und gebenedeyet ist die Frucht deines Leibes! Wo„her kömmt mir das Glück, daß die Mutter meines „Herrn zu mir kömmt? Da ich nur deine Stimme „bey dem Gruße hörete: so hüpfete das Kind in „meinem Leibe vor Freuden. O! wie selig bist du, „daß du gegläubet hast! denn es wird vollendet „werden, was dir von dem Herrn gesaget ist.„ Darauf sagete Maria diese schönen Worte, welche man ihren Lobgesang nennet: „Meine Seele erhebt „den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes, „meines Heilandes; denn er hat seine elende Magd „angesehen; und von nun an werden mich alle Kin„des Kinder selig preisen. Denn er hat große „Dinge an mir gethan, der da mächtig ist, und des „Name heilig ist. Und seine Barmherzigkeit wäh„ret immer für und für bey denen, die ihn fürchten. „Er übet Gewalt mit seinem Arme und zerstreuet, „die in ihres Herzens Sinne hoffärtig sind. Er „stößt die Gewaltigen vom Stuhle, und erhebt die „Elenden. Die Hungerigen füllet er mit Gütern „und läßt die Reichen leer. Er denket der Barm„herzigkeit und hilft seinem Diener Israel auf; wie „er unsern Vätern Abraham und seinem Samen „ewiglich geredet hat.„ Maria blieb ungefähr drey Monate bey Elisabethen; darauf gieng sie wieder nach Hause.

Madem. Gut.

Wie schön ist doch dieser Lobgesang! Ich wette, meine lieben Fräulein, Sie haben ihn oftmals gehöret und gelesen, ohne daß Sie die geringste Acht darauf

darauf gehabt haben. Wir wollen ihn wieder vornehmen, wenn es Ihnen beliebet; und eine jede von Ihnen wird mir die Gedanken und Empfindungen sagen, die er bey ihr erwecket. Meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes: Was denken Sie von diesen Worten, Fräulein Lucia?

Frl. Lucia.

Daß man nur bey dem Lobe und Preise Gottes vor Freuden entzücket seyn kann.

Madem. Gut.

Sie sehen, Fräulein Luise, die größte Frömmigkeit hindert einen nicht, glückselig zu seyn. Vor Freuden entzücket seyn heißt die größte Fülle, den höchsten Grad der Glückseligkeit besitzen; und man wird sie stets nach Verhältniß des Grades seiner Frömmigkeit und Tugenden besitzen. Lassen Sie uns fortfahren. Denn er hat seine elende Magd angesehen; Siehe, von nun an werden mich alle Kindes Kinder selig preisen. Denn er hat große Dinge an mir gethan ꝛc. Was denken Sie von diesen Worten, Fräulein Luise?

Frl. Luise.

Mich dünket, ich bemerke eines von den Kennzeichen der wahren Frömmigkeit darinnen, nämlich die Demuth. Maria, welche die Mutter ihres Herrn geworden, erinnert sich ihrer Niedrigkeit, ihres elenden schlechten Zustandes und schreibt es allein dem Herrn zu, daß er viel Großes an ihr gethan hat.

Madem.

Madem. Gut.

Die Anmerkung ist sehr richtig. Der Probierstein der Tugend ist die Demuth, die niedrige Meynung von sich selbst. Bringen Sie mir eine Person, die ihr ganzes Vermögen den Armen giebt, die ihre Tage mit Bethen und guten Werken zubringt, die so gar scheinbare Wunder thut; wenn sie eine gute Meynung von sich hat; wenn sie sich getrauet, sich andern vorzuziehen: so werde ich kühnlich sagen, sie ist eine Heuchlerinn, eine falsche Andächtige, eine Bethschwester; ihre Frömmigkeit ist nicht wahrhaftig.

Fräul. Geistreich.

Aber, meine liebe Gut, gesetzt, eine Person ist wahrhaftig tugendhaft, und thut viele gute Werke: so muß sie es doch wohl wissen und denken, sie sey besser, als die Räuber und andere gottlose böse Leute.

Madem. Gut.

Ist diese Person wahrhaftig tugendhaft: so wird sie sagen, wie Maria: Der Herr hat große Dinge an mir gethan. Ich habe es Ihnen schon gesaget, meine Fräulein, und ich werde nicht aufhören, es Ihnen zu wiederholen: Man kann ohne Thorheit keine Eitelkeit besitzen; weil alles, was Gutes an uns ist, von Gott kömmt. Wenn der Räuber, wenn die lüderliche Frauensperson Ihre Einsichten, Ihre Erziehung gehabt hätten; vielleicht würden sie sich derselben mehr zu Nutze gemacht haben. Bey diesen Gedanken, meine lieben Fräulein, werden wir uns wohl hüten, daß wir niemand verachten. Können wir auch nach diesem

Grund-

Grundsatze handeln: so werden wir finden, es sey niemand auf der Welt, der nicht einige Achtung von unserer Seiten verdiene. Wie lieblich würde nicht die menschliche Gesellschaft seyn, wenn ein jeder diese Gesinnungen mit hinein bringen könnte! Wir wollen fortfahren. Was denken Sie, Fräulein Geistreich, von diesen Worten?

Fräul. Geistreich.

Ich finde sie wahrhaftig fürchterlich für eine hochmüthige Person, wie ich bin. Man sollte sagen, Gott sey nicht mehr gnädig und barmherzig, wenn es den Hochmuth betrifft. Er übet mit seinem Arme Gewalt aus, damit er diejenigen, die sich erheben, zerstreue, wie man den Staub zerstreuet, wovon keine Spur übrig bleibt.

Madem. Gut.

Sie haben Recht, mein Schatz. Gott scheint einen Gefallen daran zu haben, wenn er die Hoffärtigen stürzet. Der Verfolg des Lobgesanges Mariä zeiget es noch deutlicher. Er stößt die Gewaltigen vom Stuhle, und erhebt die Elenden; die Hungrigen füllet er mit Gütern und läßt die Reichen leer.

Fräul. Verständig.

Es ist eine gute Stelle, wenn man vor den Augen des Herrn im Staube ist. Diejenigen, welche sich darinnen zeigen, welche stets ihr Nichts und ihren Staub vor Augen haben, werden von dem Höchsten erhoben, und an die Stelle der stolzen Reichen gesetzet, die er von ihrem Throne, von ihrer Hoheit, und von ihrem Ueberflusse herunter reißt.

Frl. Luise.

Mein Gott! meine liebe Gut, was für ein Unterschied unter den Grundregeln der Welt, worinnen man uns erzieht, und den Grundregeln des Evangelii! Halten Sie auf Ihren Rang, erinnern Sie sich, daß Sie einen Titel haben, daß Sie reich sind, daß Sie eine große Figur in der Welt machen werden. Diese Grundregeln bringen uns unvermerket bey, die Glückseligkeit bestehe darinnen, daß man sich an der Spitze der andern sehe; und man ist doch nicht anders deswegen in Sicherheit, als wenn man sich seinem Nichts nähert.

Madem. Gut.

Ja, meine Fräulein, dieß ist wahrhaftig unsere Stelle. Solches hindert uns aber nicht, daß nicht eine jede von Ihnen die Wohlanständigkeit desjenigen Standes ausüben müsse, worein die göttliche Vorsehung Sie gesetzet hat. Der heilige Geist redet auch nur von denjenigen, die sich in ihrem Herzen erheben und hoffärtig sind. Daran muß man arbeiten. — Fahren Sie in der Historie vom Zacharias fort, Fräulein Charlotte.

Fräul. Charlotte.

Elisabeth kam nieder und gebar einen Sohn. Da ihre Nachbarn und Befreundten vernahmen, daß der Herr große Barmherzigkeit an ihr gethan hatte: so freueten sie sich mit ihr. Am achten Tage, da das Kind sollte beschnitten werden, wollten sie es nach seinem Vater Zacharias nennen: die Mutter aber wollte es durchaus nicht, sondern sagete: Er soll Johannes heißen. Warum denn? frageten sie Elisabethen, es ist ja niemand in der

ganzen

ganzen Freundschaft, der so heißt. Sie winketen darauf dem Vater, wie er das Kind wollte heißen lassen? Er nahm ein Täfelchen und schrieb darauf, weil er noch stumm war: Er heißt Johannes. Sie wunderten sich alle darüber, und noch mehr, daß in dem Augenblicke der alte Zacharias seine Sprache wieder bekam und anfieng, zu reden und Gott zu preisen. Er dankete ihm, daß er den versprochenen Meßias angekündiget hätte und nunmehr bald auf die Welt schicken wollte, damit er die Menschen erlösete. Er wünschet, daß sie ihm alle ohne Furcht ihr Lebenlang in Heiligkeit und Gerechtigkeit dienen möchten, die ihm gefällig ist. Darauf setzet er hinzu: „Und du, Kindlein, wirst ein Prophet „des Höchsten heißen; du wirst vor dem Herrn her„gehen, daß du seinen Weg bereitest; und seinem „Volke Erkenntniß des Heils gebest, die da in Ver„gebung ihrer Sünden ist, durch die herzliche Barm„herzigkeit Gottes, durch welche uns der Aufgang „aus der Höhe besuchet hat; auf daß er denen er„schiene, die da im Finsterniß und Schatten des „Todes sitzen, und unsere Füße auf den Weg des „Friedens richte.„ Und das Kindchen wuchs und war im Geiste stark; und Johannes blieb so lange in der Wüsten, bis daß er vor dem Volke Israel erscheinen sollte.

Madem. Gut.

Bemerken Sie doch, meine lieben Kinder, daß der heilige Geist nicht müde wird, uns die Empfindung unsers Elendes und unserer Schwäche einzuprägen. Wir sind wie die Kinder, wenn wir auf

den Wegen der Gerechtigkeit einher gehen sollen. Der Herr muß unsere Füße leiten.

Jgfr. Schönichinn.

Erlauben Sie mir, meine liebe Gut, daß ich Sie etwas fragen darf. Warum redete doch Zacharias seinen Sohn an; wußte er denn wohl nicht, daß ein Kind von acht Tagen ihn nicht verstehen könnte?

Madem. Gut.

Haben Sie vergessen, daß Johannes schon vor seiner Geburt bey der Annäherung des Heilandes vor Freuden gehüpfet hat? Diese Bewegung der Freude konnte nicht anders, als durch die Kenntniß von dem Stande desjenigen erreget werden, der ihn mit seinem Besuche beehrete. Diese Kenntniß konnte nicht ohne die Vernunft bestehen. Gott, welcher alles kann, hatte also bey dem Johannes den Gebrauch der Vernunft frühzeitig kommen lassen; und er war daher fähig, seinen Vater zu verstehen. Der Engel hatte es auch dem Zacharias selbst verkündiget, sein Sohn würde schon im Mutterleibe mit dem heiligen Geiste erfüllet werden.

Frl. Verständig.

Ich habe auch eine Anmerkung zu machen, meine liebe Gut. Maria, als die Mutter des Heilandes, war weit vornehmer, als ihre Befreundtinn Elisabeth; indessen stattete sie doch den ersten Besuch bey ihr ab, und bekümmerte sich nicht viel um den Rang und den Vortritt.

Madem. Gut.

Ihre Anmerkung ist sehr gut, mein Schatz; und wir müssen Mariens Beyspiel als eine nützliche

Lehre

Lehre ansehen. Nichts ist in dem menschlichen Umgange unangenehmer, als diejenigen Leute, welche stets die Wagschale in der Hand haben, damit sie wissen, was man ihnen schuldig ist, und was sie andern schuldig sind. Man muß des Friedens wegen über diese Kleinigkeit weg seyn, und den andern vielmehr etwas zu viel, als zu wenig, geben.

Jgfr. Landmänninn.

Ich habe auch eine Schwierigkeit, meine liebe Gut. Maria und Zacharias sind alle beyde bey der Ankündigung des Engels in Zweifel und bezeugen solches durch ihre Fragen. Indessen belehret der Engel Marien doch nur, und dem Zacharias hingegen kündiget er eine ziemlich scharfe Strafe an.

Madem. Gut.

Mariens Zweifel ist eine Wirkung ihrer Klugheit und Tugend: des Zacharias seiner aber eine Wirkung des Unglaubens. Ich habe Ihnen vor einigen Tagen gesaget, man müßte die Göttlichkeit der heiligen Schrift untersuchen. Die Klugheit erfordert es. Die bloße Vernunft allein muß mich dem Gesetze Jesu Christi den Vorzug vor Mahomeths Gesetzen geben lassen. Wenn ich diese Untersuchung anstelle: so zweifle ich nicht, daß die in der heiligen Schrift enthaltenen Sachen nicht Gotte möglich seyn sollten. Ich weis, er ist allmächtig. Ich will nur wissen, ob er es ist, der mich versichert, es habe ihm gefallen, dergleichen Dinge zu thun. Mahometh versichert mich, er sey bey seinem Leben in den Himmel erhoben worden. Der Apostel Paulus saget mir eben das. Ich schiebe mein Urtheil

theil auf und untersuche, was die Wahrheit dieser beyden Begebenheiten beweisen kann. Nach einer reifen Untersuchung scheint mir Mahometh ein Betrüger zu seyn. Paulus hingegen ist den Aposteln Jesu Christi zugesellet, welcher der Sohn Gottes ist, wie ich es mir bewiesen habe. Die Vernunft verbindet mich, zu glauben, Mahometh lüge, und Paulus rede wahr. Alle Arten von Zweifel sind also dem Herrn nicht anstößig und zuwider. Weil er des Zacharias seinen bestrafet hat: so muß er von einer andern Art gewesen seyn, als der Maria ihrer, den er nicht bestrafet. Vermuthlich zweifelte er an der Allmacht Gottes; und Maria wollte nur von seinem Willen gewiß seyn.

Dieses bringt eine ganz natürliche Anmerkung mit sich, meine lieben Fräulein. Ohne Zweifel ist es eine große Verwegenheit, von den Handlungen des Nächsten zu urtheilen; weil wir die Bewegungsgründe davon nicht einsehen können. Merken Sie nur, daß ich nicht von sittlich bösen Handlungen rede. Ich kann, ohne verwegen zu urtheilen, denken, ein Mensch, welcher stiehlt, welcher mordet, ist ein Böswicht. Ich rede nur von solchen Handlungen, die zwo Seiten haben, und welche gut oder böse seyn können, nachdem ihre Bewegungsgründe sind.

Jgfr. Sophie.

Geben Sie uns doch ein Beyspiel von solchen Handlungen, die zwo Seiten haben.

Madem. Gut.

Ganz gern, mein Schatz. Man hat mir gestern etwas erzählet, welches geschickt ist, Ihnen

solches begreiflich zu machen. Es lebet hier eine Frau von sehr vornehmem Stande, die sehr haushälterisch, genau und sparsam ist. Sie giebt auf ihr Gesinde Acht, damit sie solches abhalte, daß es nichts zur Unzeit verthue. Sie dinget lange und viel, wenn sie etwas kaufet, und mag nicht gern unnützen Aufwand machen. Man kann aus zweyerley Bewegungsgründen so handeln, wie diese Frau; aus Klugheit oder aus Geize. Die Welt, welche viel leichter böse, als gut, urtheilet, hat den Ausspruch gethan: diese Frau sey geizig. Indessen ist doch nichts falscher, als dieses. Hier haben Sie den Beweis davon.

Ein Officier hinterließ drey Knaben und ein Mägdchen in einem sehr elenden Zustande. Die Mutter dieser unglücklichen Kinder war eine gute Freundinn von der gedachten Frau gewesen; und einige gemeinschaftliche Freundinnen hielten dafür, man müßte sich an sie wenden. Diejenige, welcher solches aufgetragen wurde, konnte sich erst schwerlich dazu entschließen. „Sie wird mir etwa ein „Dutzend Thaler oder Ducaten geben, wenn es hoch „kömmt, sagete sie, und es wird scheinen, als ob „ich ihr die Seele aus dem Leibe heraus risse.“ In dieser vorgefaßten Einbildung besuchete sie die oberwähnte Frau und stellete ihr dasjenige, was ihr war aufgetragen worden, mit den beweglichsten Worten vor. Die vornehme Frau klagete sehr darüber, daß jetzo das Geld bey ihr so knapp wäre, und so selten einliefe; dieß hinderte sie, daß sie nicht alles thun könnte, was sie bey einer solchen Gelegenheit wohl zu thun gewünschet hätte; und

zuletzt sagete sie, ihr Gemahl sollte für die drey Junker sorgen, daß sie gut angebracht würden: für die Tochter aber gab sie dreyhundert Stück Ducaten. Diejenige, welche solche empfieng, glaubete, es träumete ihr, und es reuete sie das Urtheil bald, welches sie von dieser Frau gefället hatte; und zwar um so vielmehr, weil sie nachher entdeckete, die Mildthätigkeit wäre der Grund von der Sparsamkeit dieser vermeynten geizigen Knickerinn, und sie theilete den Armen große Summen mit; welches sie nicht hätte thun können, wenn sie nicht alle ihre Aufmerksamkeit darauf gewandt, die unnützen Ausgaben einzuziehen.

Sie sehen daraus, meine Fräulein, wie viel daran gelegen ist, daß man sein Urtheil in Ansehung solcher Handlungen aufschiebe, die von zwoen verschiedenen Seiten können angesehen werden.

Fräul. Geistreich.

Sie haben uns schon lange, meine liebe Gut, eine Historie von den Gefährlichkeiten der Eifersucht versprochen. Wollen Sie diese Schuld nicht abtragen?

Madem. Gut.

Sie haben Recht, mein Schatz. Ein Wort halten, das man gegeben hat, heißt seine Schuld bezahlen. Ich will es auch nicht länger aufschieben, Ihnen genug zu thun.

In dem M**schen lebete ein sehr reicher Edelmann, welcher zwo Töchter hatte. Die älteste hieß Aemilia und die andere Elisabeth. Diese beyden Schwestern waren sehr liebenswürdig.

Sie

Sie liebeten einander bis in ihr funfzehntes Jahr herzlich, da folgendes zu ihrer Veruneinigung Gelegenheit gab.

Sie hatten alle beyde viel Lust zum Claviere; und sie waren sehr weit in der Musik gekommen. Man redete in der Stadt, wo sie wohneten, nur von ihrer Geschicklichkeit. Das gab aber Gelegenheit zu einem beständigen Wortwechsel. Denn einige fanden, Elisabeth spielete besser, als Aemilia; und andere thaten für die älteste den Ausspruch. Anfänglich brachte dieses eine kleine Kaltsinnigkeit unter den beyden Schwestern hervor; und weil sie nicht bedacht waren, diese erste Bewegung zu unterdrücken, so schlug solche in Eifersucht aus, und wurde bald darnach Haß.

Es kam ein Officier dahin, welcher sich einige Zeitlang in dieser Stadt aufhalten sollte, und sein ganzes Leben zu ** zugebracht hatte, wo er sich den Ruhm erworben, daß er das Clavier vollkommen schön spielete. So bald die beyden Schwestern solches vernommen, so wünscheten sie eifrigst, diesen Herrn zu sehen. Eine jede von ihnen schmeichelte sich, er würde für sie den Ausspruch thun. Ihr Vater, welcher viele Gefälligkeit für sie hatte, bath den Officier auf ein Glas Wein zu sich, und er wurde zum Richter unter den beyden Schwestern bestellet. Anfänglich sagete er, sie hätten alle beyde große Gaben. Da man aber in ihn drang, er möchte nur frey reden: so setzete er hinzu, Aemilia hätte eine leichtere Hand, als ihre Schwester. Man kann Aemiliens Freude darüber nur mit Elisabethens Verdrusse vergleichen, welche von diesem

Augenblicke an, diesen Officier sehr unangenehm fand. Ihre Schwester hingegen dachte aus der andern Ursache, er wäre der liebenswürdigste Mensch von der Welt; und weil er sich erboth, er wollte ihr noch einigen Unterricht geben, so hatte sie alle Arten von Sorgfalt und Achtsamkeit für ihn.

Der Officier, welcher kein rechtschaffener Mensch war, aber viel Verstand besaß, erkannte Aemiliens Schwachheit bald; und weil er sie verführen wollte, so scherzete er unaufhörlich über Elisabethen und redete übel von ihrer Geschicklichkeit, welches ihm das Herz ihrer eifersüchtigen Schwester gewann. Als er erkannte, daß sie ihn liebete: so wurde er sehr traurig und sagete, er wollte wieder nach ** zurückgehen. Aemilia, voller Verzweifelung, fragete ihn mit vielem Eifer um die Ursache davon. Er wollte ihr aber anfänglich gar nicht darauf antworten; sondern ließ sich vielmehr sehr bitten, damit er ihre Begierde desto mehr erregete. Eines Tages endlich, da er mit ihr allein war, warf er sich zu ihren Füßen, und sagete zu ihr, er wäre gezwungen, sich zu entfernen, damit er sich bemühete, sie zu vergessen, weil sie alles Unglück seines Lebens ausmachete. „Ich liebe Sie, „sagete er zu ihr; und weil ich ein jüngster Sohn „und ohne Vermögen bin, so kann ich mir keine „Hoffnung machen, Sie von Ihrem Herrn Vater „zu bekommen.“ Aemilia war nicht in Abrede, diese Heurath wäre nicht möglich. „Sie „würde schon möglich seyn, wenn Sie mich liebe„ten, sagete der Officier zu ihr. Ich schwöre hier „vor Gott, ich will mich mit Ihnen zu ** trauen

„lassen,

„lassen, wenn Sie mit mir dahin gehen wollen; „und wenn die Trauung geschehen und die Heurath „also geschlossen seyn wird, so wird Ihr Herr Va„ter schon einwilligen müssen.„ Anfänglich ärgerte sich Aemilia über einen solchen Antrag sehr: darauf hörete sie ihn mit wenigerm Widerwillen an; und endlich entschloß sie sich dazu, aus Furcht, sie möchte ihren Liebhaber verlieren.

Sie müssen wissen, meine Fräulein, dieser Officier war reich, und was er von seiner Armuth gesaget hatte, war nur ein Vorwand, damit er die arme Aemilia nicht heurathen dürfte. Als sie mit ihm zu ** war: so erinnerte sie ihn an sein Versprechen. Die ganze Zeit über, da er verliebt war, führete er ihr hunderterley Ursachen an, die Trauung aufzuschieben. Man ist aber nicht lange in ein Mägdchen verliebt, welches nicht tugendhaft ist, so schön es auch seyn mag. Nach Verlaufe dreyer Monate war der Officier ihrer überdrüßig, und sagete ungescheut zu ihr, er würde sie niemals heurathen. Sie mochte immerhin noch so viel weinen und seufzen; sie gewann nichts damit; und weil er ihrer Klagen überdrüßig wurde, so ließ er sie an einem schönen Morgen sitzen, ohne daß sie einen Dreyer Geld hatte. Die unglückliche Aemilia wurde vor Verzweifelung krank, und man ließ sie in das Lazareth bringen. Sie kam nach einigen Monaten so verändert wiederum heraus, daß sie nicht mehr kenntlich war. Da sie kein Geld und keine Kleider hatte: so sah sie sich gezwungen, Almosen zu betteln.

Eines

Eines Tages sah sie ein Edelmann aus ihrer Gegend starr an, und sagete bey sich selbst: Das Mägdchen hat eben eine solche Stimme wie Aemilia; sie hat auch so gar viel ähnliches von ihr in ihrem Gesichte. Er fragete sie; und nachdem er entdecket hatte, daß er sich nicht irrete, so miethete er ihr ein Zimmer, und schrieb an ihren Vater, welchen er bath, daß er ihr doch einigen Beystand leisten möchte. Allein, er kam viel zu spät. Aemilia, die sich vor Kummer und Scham das Herz abnagete, war mit Verwünschung ihres Liebhabers, ihrer Liebe, ihrer Eitelkeit und der Eifersucht, die sie erwecket hatte, gestorben.

Fräul. Geistreich.

Sie haben wohl mit Rechte gesaget, dieß wäre eine recht erschreckliche Geschichte. Wer sollte es sich eingebildet haben, daß eine kleine Eifersucht Aemilien zu einem so seltsamen Ende hätte führen können!

Madem. Gut.

Das ist der ordentliche Weg der Leidenschaften. Sie sind schwach im Anfange und können doch diejenigen, die sie mit Gefälligkeit nähren, in das alleräußerste Elend führen. Wir haben noch etwas vom Cyrus zu sagen, meine Fräulein. Das Fräulein Verständig wird uns erzählen, wie er die Stadt Babylon eingenommen hat.

Fräul. Verständig.

Die Stadt Babylon wurde mit Rechte für unüberwindlich gehalten. Der Euphrat, welcher ein sehr großer und sehr tiefer Fluß ist, dienete ihr zum Graben; und an denen Orten, wo dieser Fluß sie

nicht

nicht umgab, waren sehr hohe Mauern. Ihre Thore waren von Erze: aber das sind schwache Vertheidigungen wider den Herrn; und er leitete den Cyrus. Dieser Held ließ sein Kriegesheer sich an dem Ufer des Euphrates ganz geruhig stellen; und weil er keine Fahrzeuge hatte, über diesen Fluß zu gehen: so hielten sich die Babylonier nur über ihn auf und frageten ihn, ob seine Soldaten Flügel hätten, daß sie über den Fluß kommen könnten? Cyrus ließ sie reden, und unter der Zeit hinter seinem Kriegesheere einen großen Graben machen. Er erwartete einen Festtag, da die Babylonier an weiter nichts dachten, als an das Schmausen und sich lustig zu machen. Mit Anbruche der Nacht ließ er seinen Graben bis an das Ufer des Euphrates führen und solches durchstechen. Da das Wasser, welches von oben herunter kam, dieses neue Bette fand: so trat es hinein und ließ folglich einen Theil des Flusses trocken. Cyrus gieng an demselben Orte mit seinen Soldaten hinüber; und weil die Babylonier brav gefressen und gesoffen hatten und in dem ersten festen Schlafe lagen, so war es ihm leicht, sie niederzumachen und ihre Stadt einzunehmen. Es war eben die Nacht, da Belsazer die Hand gesehen hatte, welche an der Mauer schrieb.

Jgfr. Sophie.

Machete denn Cyrus alle diese Eroberungen für seinen Oheim Cyaxares.

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz. Weil er sich aber mit dessen einzigen Tochter vermählet hatte: so fielen ihm alle

dessen

dessen Königreiche anheim; und er hatte deren viere. Das Königreich Persien, welches er nach dem Tode seines Vaters Cambyses erbete; das Königreich Meden, welches seiner Gemahlinn Mandane, des Cyaxares Tochter, Erbtheil war; und die Königreiche Babylon und Lydien, welche er von dem Belsazer und Crösus erobert hatte.

Frl. Heftig.

Und nachdem er alle diese Königreiche erobert hatte: so führete er doch wohl keinen Krieg mehr?

Madem. Gut.

Nein, mein Kind, er brachte seine übrige Lebenszeit bald in dem einen, bald in dem andern zu.

Jgfr. Schönichinn.

Ich hoffe, er ist seine übrige Lebenszeit ein rechtschaffener Mann geblieben?

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz; indessen begieng er doch zwo Thorheiten, die man ihm schwerlich verzeihen kann. Er glaubete, er müßte sich aus Gefälligkeit bey einigen Gelegenheiten wie die Babylonier kleiden und leben. Ich für mein Theil glaube aufrichtig, es sey weder aus Eitelkeit noch Gefräßigkeit geschehen. Gleichwohl hinderte solches die übele Wirkung dieser Aufführung nicht. Die Perser hatten eine große Ehrerbiethung für den Cyrus und eine hohe Meynung von seiner Tugend. Als sie sahen, daß er sich prächtig kleidete, und große Schmausereyen gab: so sageten sie bey sich selbst: vermuthlich ist keine Gefahr dabey, wenn man dergleichen thut; weil Cyrus, welcher so weise ist, solches thut.

Von

Von diesem Augenblicke an überließen sie sich der Pracht und verderbeten die Einfalt ihrer Sitten.

Der zweyte Fehler des Cyrus verderbete die Perser vollends. Dieser Herr glaubete, er hätte gar zu viel zu thun, als daß er selbst auch auf die Erziehung seiner Kinder Acht haben könnte. Er überließ also die Sorge dafür seiner Gemahlinn Mandane, welche in Meden war erzogen worden, und folglich nicht den geringsten Begriff von einer guten Erziehung hatte. Diese Prinzeßinn, welche ihre Kinder auf eine thörichte Art liebete, wollte sie nicht in die öffentlichen Schulen schicken. Die andern Mütter folgeten ihrem bösen Beyspiele. Dieses war Ursache, daß die Perser eben so zaghaft und wollüstig wurden, als die Völker, welche sie überwunden hatten.

Sie sehen daraus, meine Fräulein, von was für Wichtigkeit das Beyspiel der Großen in Ansehung der Kleinern ist. Setzen Sie es sich fest in den Sinn, daß Ihre Kinder, Ihr Gesinde, Ihre Untern und alle diejenigen, die von Ihnen abhängen, die Augen auf Ihre Aufführung richten, und sich berechtiget halten, alles das zu thun, was Sie sich erlauben. — Wir wollen jetzo noch ein Wörtchen von dem schmetternden Wetterstralsfunken sagen, wie ich Ihnen versprochen habe; und alsdann unsere Lehrstunde mit der Erdbeschreibung schließen.

Ein Gelehrter, Namens Cuneus, beschäfftigte sich eines Males, Versuche wegen der Electricität zu machen. Er hieng anstatt der eisernen Stange einen Flintenlauf auf, an dessen Ende er einen messingenen Draht hieng. Er steckete darauf einen

messinge-

messingenen Draht in ein Gefäß von böhmischem Glase voller Wasser. Er hielt dieses Gefäß in der einen Hand, und mit der andern versuchete er, einen Funken aus dem Flintenlaufe zu ziehen. Der Schlag, den er empfieng, war so heftig, daß er bald umgefallen wäre, und er vom Donner gerühret zu seyn glaubete. Ein anderer Gelehrter, welcher eben den Versuch wiederholete, betheuerte, er wollte ihn nicht noch einmal wieder vornehmen, und wenn man ihm auch das Königreich Frankreich anböthe. Herr le Cat fürchtete sich nicht davor. Er setzete sich in den Stand, den schmetternden Wetterstralsfunken zu empfangen, und fassete einen festen Entschluß, er wollte nicht wanken, was für einen Schmerz er auch davon empfände. Es war ihm nicht möglich, solches zu halten. Er konnte es sich nicht erwehren, einen Schrey zu thun, und that einen Sprung, welcher alle Maschinen in Unordnung brachte. Der Schmerz ließ sich in beyden Armen und auf der Brust empfinden; und stärkere Personen, als er, sind bis auf die Fußsohlen davon erschüttert worden. Man hat beobachtet, daß dieser Funken viel kürzer, viel schneller, und von einer dunklern Röthe ist, als die andern.

Igfr. Landmänninn.

Alles das ist bewundernswürdig, meine liebe Gut: aber ich kann mich nicht mit den Wirkungen auf halten, wenn ich nicht die Ursache davon weis. Sie haben versprochen, Sie wollten sie uns sagen; und ich erwarte diesen Augenblick mit vieler Ungeduld.

Madem.

Madem. Gut.

Und ich scheue mich davor. Ich befürchte, ich werde mich übel ausdrücken, und Ihnen dasjenige nicht begreiflich machen können, was der Herr le Cat, oder im Deutschen der Herr Prof. Winkler, davon geschrieben hat. Ich will es gleichwohl versuchen; und wenn Sie mich nicht verstehen können: so wollen wir es dabey lassen. — Fräulein Verständig, wo sind wir in der Erdbeschreibung geblieben?

Frl. Verständig.

Ich weis nicht, meine liebe Gut, ob ich diesen Fräulein die Namen von den vornehmsten Städten und Forts, oder kleinen Festungen in Canada gesaget habe. Allenfalls will ich sie wiederholen. In Luisiana findet man Neu-Orleans; in der Provinz Saguenai Quebeck. Ich getraue mir nichts von den Forts zu sagen, aus Furcht, ich möchte es nicht treffen, weil sie streitig sind, das ist, weil die Engländer und Franzosen sich solche zueignen. Wenn uns Gott den Frieden giebt, und etwas deswegen ausgemacht ist: so wollen wir diesen Artikel wieder vornehmen.

Frl. Luise.

Das Fräulein Verständig steht in Furcht, es möchte sich einen Streit zuziehen, und bleibt also neutral.

Fräul. Verständig.

Nein, mein Fräulein, ich bin gar nicht neutral; sondern auf desjenigen Seite, der das gegründetste Recht dazu hat. Allein, dieses kann ich nicht bestimmen. Denn da mich keine von beyden Natio-

nen zur Schiedesrichterinn ihrer Streitigkeiten gemacht hat: so halte ich es nicht für rathsam, mir mit Erlernung unnützer Kenntnisse den Kopf zu zerbrechen. Wenn jemals die Mode aufkömmt, daß man Frauenzimmer mit in dem Cabinette und in dem Parlamente sieht; und ich eine von denen Personen seyn soll, die man mit dazu nimmt: so werde ich Tag und Nacht studiren, damit ich im Stande sey, zu entscheiden. Bis dahin werde ich meine Unwissenheit in diesem Stücke behalten.

Jgfr. Miekchen.

Müssen denn die Herren in dem Cabinette, oder in England die Parlamentsglieder, Tag und Nacht studiren, damit sie dergleichen Sachen lernen? Das scheint mir sehr beschwerlich zu seyn. Sie werden also wohl nicht ein kleines Augenblickchen Zeit haben, sich zu vergnügen?

Frl. Verständig.

In Wahrheit, mein Schatz, ich glaube, sie sollen es thun. Denn kurz, sie sind da, dergleichen Angelegenheiten zu entscheiden; und wie sollen sie solche entscheiden, wenn sie nicht wissen, worauf es ankömmt?

Madem. Gut.

Das Fräulein Verständig hat Recht. Ein jeder Stand hat seine Pflichten, und es ist unumgänglich, daß man sich die nöthigen Kenntnisse erwirbt, damit man solche würdig ausübe. Es ist kein Fehler, wenn man nicht mit in das Cabinett gezogen wird, wenn man kein Landstand, kein Parlamentsglied ist: es ist aber ein sehr großer Fehler, wenn man die Pflichten dieses Standes schlecht ausübet.

übet. Die ganze englische Nation zum Beyspiele giebt ihr Bestes in die Hände der Abgeordneten, welche sie ernennet, sie in dem Unterhause oder der Kammer der Gemeinen vorzustellen. Würde ihr Bestes nicht in guten Händen seyn, wenn die Abgeordneten ihre Vergnügungen ihren Aemtern vorziehen wollten? Wir wollen uns des gegenwärtigen Krieges in America bedienen, damit wir solches begreifen.

Er hat die Gegenden um Canada zum Gegenstande, wovon eine jede von beyden Nationen behauptet, sie gehören ihr. Die Commissarien von beyden Seiten haben ihre Gründe beygebracht, die nichts weniger, als entscheidend sind; gleichwohl muß man entscheiden. Denn wenn die Franzosen wirklich ein Land an sich reißen wollen, welches den Engländern gehöret: so sind die Parlamentsglieder Ehren- und Gewissenhalber verbunden, Krieg zu führen. Wollen hingegen die Franzosen nichts, als was ihnen zugehöret: so ist nichts ungerechter, als der gegenwärtige Krieg. Sind die Gerechtsamen beyder Nationen zweifelhaft: so erfordert die Billigkeit, daß man versuche, sie aufzuklären, und den Streit durch einen Vergleich beyzulegen. Alles dieses ist in den Händen derjenigen, welche die Nation vorstellen. Sie wird einen gerechten oder ungerechten Krieg führen, nach dem solche entscheiden werden. Sollten sie nicht vor Furcht zittern, sie möchten sich in einer für ihr Vaterland so wichtigen Sache irren? Sollten sie nicht alle ihre Zeit aufopfern, sich von der Wahrheit zu unterrichten, weil sie für die öffentlichen Angelegenheiten und für die

gemeine Wohlfahrt stehen müssen, die ihnen anvertrauet sind?

Frl. Luise.

Ich danke meinem Gotte, daß er mir ein Geschlecht gegeben, welches mich von einer solchen Untersuchung lossspricht. Denn ich hasse alle diese Streitigkeiten unendlich. Ich versichere Sie, wenn ich eine Mannsperson wäre, ich wollte für alles in der Welt eine so kützliche Verbindlichkeit nicht auf mich nehmen.

Madem. Gut.

Bey den Athenienſern, mein Schatz, würden Sie mit diesen Gesinnungen Ihr Glück nicht gemachet haben. Es war nicht erlaubet, in denen Streitigkeiten, welche die Republik theileten, neutral zu bleiben; und ein Mensch, der keine Partey annahm, wurde für unehrlich gehalten. Wie? sagete man zu ihm, ihr theilet mit den Bürgern den Schutz, den Reichthum und alle die Vortheile des Vaterlandes, und seine Angelegenheiten, sein Bestes rühren euch so wenig, daß ihr es mit kaltem Geblüte könnet zerreißen und mishandeln sehen? Ihr seyd ein undankbarer, ein schändlicher Mensch, welcher nicht verdienet, daß er in dessen Schooße behalten werde. Dieses Gesetz war billig, meine werthen Fräulein: es verband aber nur die Mannspersonen. Man hat zu allen Zeiten nichts von den Frauenspersonen in diesem Stücke gefordert; man hat eine gar zu übele Meynung von ihrer Fähigkeit. — Fahren Sie fort, Fräulein Verständig, und unterrichten Sie uns weiter von America.

Frl.

Frl. Verständig.

Florida wird von Luisiana durch die apalachischen Gebirge abgesondert. Die Sitten dieser beyden Nationen sind einander gleich. Die Spanier haben daselbst viele Forts, worunter die vornehmsten St. Mattheo und St. Augustino heißen. Neu-England begreift Acadien, Neu-England an sich, Neu-York, Pensilvanien, Virginien, Carolina und Georgien.

Madem. Gut.

Es würde uns zu lange aufhalten, wenn wir uns in die Beschreibung dieser Länder jetzo einlassen wollten. Wir wollen sie also bis auf das nächste Mal aussetzen.

Das XXXIII Gespräch.

Frl. Lucia.

Meine liebe Gut, erlauben Sie mir, daß ich Sie daran erinnern darf, Sie sind uns noch eine Erklärung von der Freyheit schuldig. Sie haben uns wohl gesaget, die Freyheit, die man so sehr rühme, bestehe nicht darinnen, daß man das Böse ungestrafet thun könne, noch auch darinnen, daß man die kleinen besondern Handlungen nach seinem Gefallen einrichte: allein, Sie haben uns auch nichts weiter gesaget.

Madem. Gut.

Die Frage ist eben nicht sehr schwer auszumachen, wenn es nur auf die Freyheit eines Volkes überhaupt

ankömmt: sie würde aber weit schwerer seyn, wenn von der Freyheit eines jeden Menschen insbesondere die Rede wäre. Es ist wahr, ich bin weniger, als ein anderer, geschickt, diese Materie abzuhandeln; denn ich bin weit davon entfernet, daß ich die Freyheit für das größte Gut unter allen ansehe. Ich habe so gar eine verwirrte Vorstellung, die mich zu versichern scheint, die Freyheit sey kein Gut, und sie sey nicht für die Menschen gemacht.

Jgfr. Landmänninn.

Dießmal, meine liebe Gut, will ich mir die Freyheit zu Nutze machen, und Ihnen widersprechen. Die Freyheit scheint mir nicht allein das größte unter allen Gütern zu seyn, sondern sie scheint mir auch das einzige zu seyn, welches einer vernünftigen Seele recht anständig ist.

Madem. Gut.

Sie haben also einen sehr deutlichen Begriff von der Bedeutung dieses Wortes. Denn wenn Sie den nicht hätten: so könnten sie nicht behaupten, daß es ein Gut wäre, und noch viel weniger sagen, daß es das größte unter allen wäre. Geben Sie mir doch eine Erklärung von dem, was Sie unter Freyheit verstehen: Sie werden mir einen großen Dienst leisten.

Frl. Lucia.

Erlauben Sie mir vorher eine Anmerkung. Ich werde gewahr, daß wir nicht die Hälfte von denen Wörtern verstehen, deren wir uns bedienen. Das Wort Freyheit befindet sich in dem Munde der ganzen Welt. Man bedienet sich dessen so leicht, daß man schwören sollte, alle Menschen wären wegen

dessen

dessen Bedeutung und der Vortheile der Freyheit einig. Indessen stelle ich mir doch, wie meine liebe Gut, aber nur auf eine verwirrte Art, vor, die Freyheit könnte doch wohl eben keine so gute Waare seyn, als man es sich überredet. Ich empfinde so gar, daß sie nicht bestehen kann, ohne die Ordnung zu stören.

Jgfr. Landmänninn.

Ich kann nicht einmal auf die Art urtheilen hören. Mein ganzes Geblüt kömmt in Bewegung. Sehen Sie, in diesem Stücke bin ich eine halbe Engländerinn; und wenn ich mit Ihnen nach meiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit reden soll, so begreife ich nicht, wie die klärste Sache in der Welt nur die geringste Erklärung brauche.

Madem. Gut.

Bewundern Sie doch die Stärke des Vorurtheiles und der herrschenden Leidenschaft. Die Natur hat der Jungfer Landmänninn einen geometrischen Verstand gegeben. Wir haben ihn stets mit der Richtschnur und der Wagschale in der Hand abmessen, abwiegen, und seine Meynungen beweisen sehen. Jetzt haben wir ihren Lieblingsbegriff angetastet; nun ist sie außer sich selbst. Sie höret ihre Vernunft nicht mehr; sie wird gereizet, uns Grobheiten zu sagen. Diese Eifrerinn für die Freyheit nimmt es übel, daß wir uns unterstehen, frey zu denken; sie wollte uns gern, auf eine despotische Art und ohne Beweis, ihrer Meynung unterwerfen. Ich bin nicht so tyrannisch, mein Schatz; ich verdamme Ihre Meynung nicht; ich gebe meine nicht für unfehlbar aus; ich will sie nur untersuchen.

Das Fräulein Geistreich, ich bin es versichert, findet, daß ich Recht habe. Wenn ich indessen ihr Lieblingsvorurtheil, ihre liebste Neigung angriffe: so würde sie eben so lebhaft seyn, als ihre Gespielinn. Mir selbst, meine lieben Fräulein, könnte es sehr wohl am allerersten begegnen, daß ich in gleichem Falle eben den Fehler begienge. So gewöhnet man sich, verkehrt zu urtheilen, ob man gleich sonst viel Verstand hat. Lassen Sie uns wider diesen Fehler recht auf unserer Hut stehen, welcher die Urtheilungskraft verderbet. Unterrichten Sie uns, Jungfer Landmänninn; geben Sie uns Gründe; Sie werden uns gelehrig finden: aber kommen Sie nicht bis zu Schmähungen.

Jgfr. Landmänninn.

Ich schäme mich recht, meine liebe Gut. Sie ziehen mir gleichsam einen Schleyer ab, der vor meinen Augen war. Ja, mein Geist ist despotisch oder herrisch. Ich wollte wohl gern alle Welt meiner Art zu denken unterwerfen; und ich spreche innerlich bey mir selbst denjenigen das Urtheil, die nicht so denken, wie ich. Ich hoffe, ich werde billiger werden. Ich will Ihnen sagen, was ich unter der Freyheit eines Volkes überhaupt verstehe. Es ist dasjenige, welches nach guten Gesetzen regieret wird, und bey welchem niemand die Freyheit hat, sie ungestrafet zu übertreten. Ich habe sagen hören, so sey es bey den Römern gewesen; und mich dünket, diese Regierungsart sey auch bey den Engländern. Was die Freyheit der Privatpersonen anbetrifft, so dünket mich, sie sey diejenige, die sie unter einer solchen Regierungsart seyn muß, vornehmlich

nehmlich wenn man die Freyheit hat, wie in England, nach seinem Kopfe zu denken und alles, was man denket, zu schreiben.

Madem. Gut.

Es ist nur ein Hirngespinnst, was ich zu bestreiten habe. Ich kenne die Freyheit, welche der Abgott der Jungfer Landmänninn ist. Ich gestehe es Ihnen, er würde auch meiner seyn: ich befürchte aber sehr, eine solche Regierungsart bestehe nicht anders, als in der Einbildung. Wenn wir in der römischen Historie fortfahren, mein Schatz: so werden Sie lernen, wie weit die Römer von dieser Art der Freyheit entfernet gewesen.

Jgfr. Landmänninn.

Vermuthlich, da die Macht und Gewalt in den Händen eines einzigen waren, als zu den Zeiten des Tarquinius: zu den Zeiten der Republik aber, da sie unter die Bürgermeister und Zunftmeister getheilet war . . . .

Madem. Gut.

Ich rede gerade eben von diesen letzten Zeiten. Den Beweis werden wir in der Geschichte finden. Dereinst wollen wir auch untersuchen, ob diese Freyheit, deren die Römer gewiß niemals genossen haben, den Engländern aufbehalten sey. — In was für einer Regierung sind wir stehen geblieben, Fräulein Geistreich?

Frl. Geistreich.

In des ältern Tarquinius seiner. Ich will dasjenige mit einem Paar Worten zu Ende bringen, was noch die Könige angeht, damit ich geschwind auf die Zeiten der Bürgermeister komme.

Frl. Heftig.

Thun Sie das nicht, mein liebes Fräulein, wenn Sie so gütig seyn wollen. Mit Erlaubniß meiner lieben Gut werden Sie uns alles sagen, was Sie davon wissen. Ich bin eben nicht so voller Ungeduld, daß ich bald zu den Bürgermeistern kommen möchte.

Madem. Gut.

Eine kleine Anmerkung, meine lieben Fräulein. Wollte jetzo eine jede von uns wirklich ihrer Freyheit genießen: so würden wir uns schlagen müssen. Das Fräulein Geistreich will die Geschichte kurz zusammen fassen; das Fräulein Heftig will sie ausführlich haben. Wir alle zusammen, die wir hier sind, wir haben auch unser Wollen. Wir müssen Pistolen holen lassen, und sehen, wer die Oberhand behält.

Fräul. Geistreich.

Mein Gott! meine liebe Gut, wir müssen uns ja eben nicht schlagen. Es ist vernünftig, daß man dem Fräulein Heftig willfahre. Ich frage eben nicht viel nach der Wiederholung dieses Anfanges, weil ich die Geschichte weis: es würde aber unbillig seyn, wenn ich meine Freundinn eines Vergnügens berauben wollte, das ich gehabt habe.

Fräul. Heftig.

Sie sind sehr gütig, mein liebstes Fräulein; ich will indessen doch Ihre Gefälligkeit eben nicht misbrauchen. Wenn Ihnen das Wiederholen gar zu verdrüßlich ist: so will ich es schon selbst lesen.

Madem. Gut.

Da sind wir ohne Streit einig. Sagen Sie mir, Fräulein Geistreich; Sie wollten wider Ihren

ren Willen handeln: Sie waren also in diesem Augenblicke nicht frey, das zu thun, was Sie Lust zu thun hatten. In einer Sache nicht frey seyn heißt ein Sclav in Ansehung dieser Sache seyn; was denken Sie davon, mein Schatz?

Fräul. Geistreich.

Ich glaube nicht, daß ich eine Sclavinn bin; denn ich gehorche nur der Vernunft. Es würde ein großes Uebel seyn, dünket mich, wenn man die Freyheit hätte, nicht vernünftig zu seyn.

Madem. Gut.

Könnten wir also nicht einen freyen Menschen so erklären, es sey derjenige, welcher nur der Vernunft gehorchet?

Fräul. Lucia.

In Wahrheit, ich glaube, diese Erklärung ist sehr gut.

Jgfr. Landmänninn.

Es könnte sich aber doch sehr wohl ereignen, daß meine Vernunft von der Ihrigen unterschieden wäre. Ich setze den Fall, ich hätte ein Haus dicht neben Ihrem; meine Vernunft saget mir, ich solle es so bequem für mich machen, als es mir nur möglich seyn wird. Es ist nur zwey Stockwerke hoch; ich lasse noch das dritte darauf bauen, welches Ihnen die Aussicht in einen großen Garten benimmt. Sie können mich nicht daran verhindern, wenn Sie mir nicht meine Freyheit nehmen wollen. Indessen verbeut Ihnen Ihre Vernunft doch nicht, daß Sie alle Ihre Kräfte anwenden, mir diese Freyheit zu nehmen.

Fräul.

Fräul. Geistreich.

Ich bitte Sie um Verzeihung, mein Herz. Wenn die Aussicht in diesen Garten nur etwas angenehmes für mich ist: so kann ich derselben sehr wohl entbehren. Will ich derselben durchaus genießen; steht mir da nicht frey, daß ich auch noch ein Stockwerk auf mein Haus setze, so wie Sie? Wenn mein Haus kein Stockwerk mehr tragen kann, und Ihres mir durchaus das Licht benimmt: so werde ich meine Zuflucht zu Ihrer Vernunft nehmen, daß sie mir Gerechtigkeit erweise; und wenn sie mir solche verweigert, so werde ich meine Zuflucht zu den Gesetzen nehmen, welche die Freyheit der Privatpersonen dergestalt einrichten muß, daß sie der andern ihrer nicht schade.

Frl. Luise.

Sie könnten Ihren Proceß sehr wohl verlieren, mein Schatz. Mein Papa erzählete neulich bey einer andern Gelegenheit, als die Stadt London ehemals abgebrannt gewesen, und man sie wieder habe aufbauen wollen, so habe man einen prächtigen Grundriß dazu überreichet. Nach demselben wären alle Gassen gerade, und die Häuser alle einander gleich geworden. Die St. Paulskirche wäre in die Mitte eines großen Platzes gekommen, der auf allen Seiten von schönen Gassen durchschnitten gewesen. Man konnte aber diesen Grundriß nicht ausführen. Denn die Privatpersonen wollten wieder auf dem Platze bauen, den sie vorher inne gehabt hatten; und die Freyheit erlaubete nicht, sie zu zwingen; so daß diese Ehrerbiethung für die Freyheit Ursache ist, daß diese Stadt ganz unordentlich und verkehrt gebauet worden.

Fräul.

Frl. Lucia.

Ich danke gehorsamst für diese Freyheit der Privatpersonen, welche zur Tyranney für das gemeine Wesen wird. Ist solche nach Ihrem Sinne, Jungfer Landmänninn?

Jgfr. Landmänninn.

Nein, mein Fräulein, ich gestehe es, es wäre vernünftig gewesen, daß man die Privatpersonen gezwungen hätte, vernünftig zu seyn, weil sie es hartnäckiger Weise nicht seyn wollten.

Madem. Gut.

Behalten Sie das wohl, meine Fräulein, die öffentliche Freyheit muß der Privatpersonen ihrer vorgehen. Wir werden diesen Grundsatz oft nöthig haben. Wir wollen nun vom Tarquinius reden.

Frl. Verständig.

Diese Fräulein erinnern sich ohne Zweifel noch wohl, daß Tarquinius den ehrlichen Mann gespielet hatte, damit er auf den Thron käme. Weil er viele Jahre lang die Person eines tugendhaften Mannes vorgestellet: so hatte er sich dergestalt gewöhnet, Gutes zu thun, daß er diese Gewohnheit nicht wieder ablegen konnte, und also ein sehr guter König war. Die Söhne des Ancus verziehen ihm deswegen den Betrug nicht, den er ihnen gespielet hatte; sondern bemüheten sich, ihm Unruhe zu machen. Ihr böser Willen war vergebens; und Tarquin brachte es dahin, daß sie verbannet wurden. Er führete viele Kriege, die er zum Vortheile der Römer endigte; und in den kleinen Fristen dazwischen, die ihm der Winter gab, befliß er sich, die Ordnung und den Ueberfluß regieren zu lassen. In einem von diesen

Kriegen

Kriegen bekam er eine vornehme Frau gefangen, welche schwanger war. Sie kam mit einem Sohne nieder, welcher Servius Tullius genannt und bestimmet wurde, in dem Schlosse zu dienen. Eines Tages, da dieses Kind schlief, glaubete man, man sähe sein Haupt mit Strahlen umgeben. Vielleicht war es electrisiret worden, meine liebe Gut: doch ich scherze nur, meine lieben Fräulein; vermuthlich schienen die Sonnenstralen in einer gewissen Richtung darauf. Es sey aber damit wie ihm wolle, Tanaquil, welche das Wunderbare liebete, glaubete steif und fest, was man ihr sagete, und breitete aus, dieses Kind sollte die Ehre ihrer Familie werden. Nachdem sie diese Weissagung gemacht hatte: so lag ihre Ehre daran, daß sie erfüllet würde. Sie vergaß also nichts, wodurch sie solche glücklich in das Werk richten könnte, und ließ den Servius auf eine vortreffliche Art erziehen. Er machete sich dieser Erziehung zu Nutze, und wurde das Vergnügen des Königes und des Volkes. Der erste gab ihm so gar seine Tochter zur Gemahlinn; und ob er gleich zween Enkel von seinem verstorbenen Prinzen hatte, welche Tarquin und Aruns hießen: so fassete Tanaquil dennoch den Vorsatz, ihn, nach dem Tode ihres Gemahles, auf den Thron zu setzen. Sie konnte solches um so viel leichter thun, weil es das ganze Volk ebenfalls wünschete.

Indessen hatten die beyden Prinzen des Ancus, welche verbannet waren, sich mit Geduld gefasset, in der Hoffnung, sie würden dem Könige folgen, welcher schon alt war. Sie geriethen in Wuth, als sie die Gesinnungen des Volkes vernahmen; und da sie der Königinn Tanaquil nicht Zeit lassen wollten,

des

des Servius Partey zu verstärken: so entschlossen sie sich, den Tarquinius ermorden zu lassen. Zween als Bauern verkleidete Meuchelmörder fiengen vor dem königlichen Schlosse an, mit einander zu zanken. Dieser gütige Herr, welcher dachte, er wäre dem geringsten seiner Unterthanen Gerechtigkeit schuldig, befahl, man sollte sie herauf kommen lassen, damit er sie vergliche. Indem nun der eine von ihnen ihm die Ursache ihres angestellten Zankes erzählete: so fiel der andere über ihn her und tödtete ihn mit einer Axt, die er in der Hand hatte. Tanaquil verlor bey einem so großen Unglücke nicht ihre Ueberlegung. Sie ließ den Körper des Königes von Leuten, auf die sie sich verlassen konnte, in sein Bette legen, und aussprengen, er wäre nur verwundet. Sie setzete hinzu, er bäthe das Volk, es möchte doch erlauben, daß Servius die Angelegenheiten des Staates bis zu seiner Genesung besorgete; und dieser letztere wandte diese Zeit so gut zur Befestigung seiner Gewalt an, daß ihn das Volk als den König ansah. Der Rath war nicht so gut für ihn gesinnet. Da Servius sah, daß er dessen Einwilligung nicht erhalten konnte: so machete er sich nichts daraus, und ließ sich von dem Volke erwählen.

Jgfr. Schönichinn.

Ich liebe die Wahlkönigreiche nicht; mich dünket, es sey schwer, daß die Wahl eines Königes ruhig geschieht; und hernach machet es ein doppeltes Bestes in einem Königreiche; das Beste des Staates und das Beste der Familie des regierenden Königes.

Frl. Maria.

Das verstehe ich nicht; ich bitte, erklären sie mir doch solches, mein Schatz.

Jgfr.

Jgfr. Schönichinn.

Ist es nicht wahr, mein liebes Fräulein, in einem Erbkönigreiche weis der König, daß sein Staat das Erbtheil, das Gut seines Prinzen ist; folglich sind der Vortheil des Staates und der Vortheil seines Sohnes mit einander vereiniget. Ich will Ihnen meine Gedanken durch ein Beyspiel erklären. Der König giebt uns einer jeden einen großen Wald; Sie bekommen ihn für sich und für Ihre Kinder, ich aber nur auf meine Lebenszeit. Ist es nicht wahr, wenn Sie vernünftig sind, so werden Sie nur die Zweige von den Bäumen oder das überflüßige Holz aushauen, und diesen Wald in einem guten Stande erhalten? Denn er ist das Erbtheil ihrer Kinder, und Sie könnten ihn nicht zu Grunde richten, wenn Sie ihnen nicht großen Nachtheil verursachen wollten. Das Beste Ihrer Kinder und das Beste dieses Waldes, wenn ich mich so ausdrücken kann, ist also eines und eben dasselbe. Ich bin nicht in eben dem Falle. Die Liebe, welche ich zu meiner Familie trage, bewegt mich nicht zur Erhaltung meines Gutes, welches nicht auf dieselbe kommen wird. Gegentheils treibt sie mich vielmehr natürlicher Weise an, so viel Geld aus dem Walde bey meinen Lebzeiten zu ziehen, als mir nur möglich seyn wird. Ich werde die großen Bäume fällen lassen; ich werde ausreißen, ich werde zerstören, ohne mich um das Beste derjenigen zu bekümmern, welche den Wald nach mir besitzen sollen, und in Ansehung meiner Fremde sind. Eben so verhält es sich auch mit einem Könige, der ein Königreich nicht seinen Nachkommen lassen soll. Er zieht so viele Vortheile daraus, als es ihm nur möglich ist; weil

das

das Beste seiner Familie und das Beste dieses Königreiches einander entgegen stehen; da sie sich hingegen in einem Erbkönigreiche vereiniget finden.

Madem. Gut.

Die Jungfer Schönichinn weis ihrer Meynung einen guten Schein zu geben. Indessen darf man doch ihr Beyspiel nicht für einen so ganz richtigen und ausgemachten Grund annehmen, noch die Anwendung davon machen. Es finden sich auch in den Wahlreichen so uneigennützige und großmüthige Herren, die für das Beste ihres Königreiches eben so besorget sind, als wenn es zugleich ihr und ihrer Familie Bestes wäre; und sie thun es um so vielmehr, weil sie sich eben dadurch die Hoffnung machen, und es sich auch versprechen können, daß man nach ihrem Abgange, bey einer neuen Wahl, zur Erkenntlichkeit, besonders auf ihre Familie das Auge richten werde. — Fahren Sie fort, Fräulein Geistreich, und erzählen Sie uns etwas von des Servius Tullius Regierung.

Fräul. Geistreich.

Wenn man sich auf mein Urtheil beziehen wollte: so würde ich sagen: Servius sey der beste, der geschickteste und der größte König in Rom gewesen; und ich will mich, nach der Gewohnheit meiner lieben Gut, bemühen, Ihnen die Wahrheit meiner Meynung zu beweisen, meine lieben Fräulein.

Romulus hatte die Einwohner in Rom oder der umliegenden Oerter in dreyßig Classen abgetheilet, die man Curien nannte. Es waren in der einen Curia eben so viele Menschen, als in der andern. Nun wissen Sie wohl, meine lieben Fräulein, daß es

in einem Königreiche mehr Arme, als Reiche, giebt. Ich setze zum Beyspiele, man wolle in unserer Stadt Curien machen; da wird es denn etwan dreyßig Curien Arme und drey Curien Reiche geben. Eben so war es zu Rom; und das brachte zwo übele Wirkungen hervor. Die erste war, daß man in den Versammlungen wegen der öffentlichen Angelegenheiten, der Wahlen, des Friedens und Krieges nach Curien votirete, oder seine Stimme gab. Die Armen hatten also dreyßig und die Reichen nur drey Stimmen. Die zweyte übele Wirkung war, daß die Steuern nach Curien bezahlet wurden; und folglich gab der ärmste Römer so viel, als der reichste, welches unbillig war.

Jgfr. Sophie.

Ich begreife es sehr wohl, daß es unbillig war, daß man die Armen so viele Steuern bezahlen ließ, als die Reichen: ich sehe aber nicht, warum Sie sagen, es wäre nicht rathsam, daß die Armen mehr Stimmen hätten, als die Reichen. Mich dünket, da die Armen weniger Ehrgeiz haben, als die Reichen: so sind sie um so viel geschickter zu regieren.

Madem. Gut.

Dieser Gedanken scheint gut zu seyn und ist es nicht. Sie sagen, die Armen haben weniger Ehrgeiz, als die Reichen; und Sie irren sich, mein Schatz. Die Gegenstände ihres Ehrgeizes sind nicht so erhaben, aber deswegen nicht in geringerer Anzahl. Ich denke, wie das Fräulein Geistreich, die Reichen sind viel geschickter, den Staat zu regieren, als die Armen; und hier haben Sie meine Ursache davon.

Das Beste der größten Anzahl Reichen ist, daß der Staat in Ruhe und Frieden bleibe; weil sie eines

nes glücklichen Zustandes genießen, den sie zur Zeit der Unruhe verlieren könnten. Der Arme hingegen hat nichts oder wenig zu verlieren. Sein Zustand ist oftmals so beschaffen, daß er nicht schlechter werden kann; eine jede Veränderung aber kann ihm vortheilhaft werden. Ich will setzen, ich sey ganz und gar blind, und Sie hätten ein schwaches Gesicht. Ein Marktschreyer versichert uns, er wolle, wenn wir ein gewisses Pulver auf unsere Augen streueten, mir das Gesicht wieder geben, und Ihnen Ihres stärker machen. Ich darf nicht bey mir anstehen, mich seines Pulvers zu bedienen; und warum? Weil ich nichts mehr zu verlieren und zu schonen habe. Ich bin blind; es kann meinen Augen nichts ärgers begegnen. Ist das Hülfsmittel schlecht, so werde ich bleiben wie ich bin. Ich habe also alles zu gewinnen und nichts zu verlieren. So verhält es sich aber nicht mit Ihnen. Sie haben ein schwaches Gesicht: aber Sie sehen doch noch; und es könnte sehr wohl geschehen, daß, wenn Sie Ihren Zustand ändern wollten, Sie ihn schlechter macheten. Eben so ist es auch mit den Reichen und Armen. Diese letztern können sagen, es ist mir wenig daran gelegen, daß sich die Feinde des Königreiches bemächtigen; sie können mir nichts nehmen; denn ich besitze nichts. Sie werden die Städte plündern; desto schlimmer für die, welche Geld haben werden; mir werden sie nichts nehmen. Es könnte so gar noch wohl geschehen, daß ich von der Plünderung Nutzen hätte.

Frl. Lvise.

Könnte man nicht auch sagen, da die Reichen mehr Erziehung hätten, als die Armen: so hätten

sie auch mehr Einsicht, und wären folglich fähiger, dasjenige zu erkennen, was dem Staate mehr oder weniger zuträglich ist?

Madem. Gut.

Ja, mein Fräulein; ich glaube also bewiesen zu haben, die Regierung der Reichen sey dem Staate viel vortheilhafter, als die Regierung der Armen.

Fräul. Geistreich.

Folglich war Servius sehr weise, daß er die Gewalt in die Hände der Reichen brachte: er mußte aber sehr geschickt seyn, daß er diese Aenderung zu Stande bringen konnte: denn das römische Volk war ungemein eifersüchtig auf das Vorrecht, den Staat zu regieren.

Frl. Heftig.

Machete er es denn wie Lykurgus und führete dieses Gesetz mit Soldaten ein?

Fräul. Geistreich.

Nein, mein liebes Fräulein; er hatte Verstand genug, diese Veränderung so einzuführen, daß sie keinen verdroß. Er ließ das Volk zusammen kommen und sagete, er fände es sehr unbillig, daß die Armen so viel bezahleten, als die Reichen; er setzete hinzu, wenn man ihm die Erlaubniß geben wollte, eine andere Einrichtung zu machen, so sollten die Armen fast gar nichts bezahlen.

Jgfr. Schönchinn.

Ich wette darauf, Servius hat die größte Anzahl Stimmen für sich gehabt.

Fräul. Geistreich.

Sie werden gewinnen, mein Schatz. Man gab ihm die Freyheit, alles zu thun, was er für dienlich erachten würde; und er gab zuerst eine Verordnung,

es

es sollten alle Römer angeben, wie viel sie im Vermögen hätten. Darauf theilete er sie in 193 Classen, die er Centurien nannte. Damit man aber dieses recht begreife, so will ich eine Vergleichung machen. Ich will setzen, man nehme in Sachsen eben dergleichen vor; und man setze in die erste Classe diejenigen, welche fünf und zwanzig tausend Thaler jährliche Einkünfte haben. Sie sehen wohl, daß diese Classe nicht sehr zahlreich seyn würde; vielleicht würden kaum hundert Personen darinnen seyn. Setzete man nun in die zweyte Centurie diejenigen, welche zwanzig tausend Thaler jährlich haben: so würden darinnen schon mehrere seyn, als in der ersten; und noch mehr in der dritten, in welche man diejenigen setzete, die funfzehn tausend Thaler hätten; und noch weit mehr in derjenigen, worinn die wären, die zehntausend Thaler hätten. Sie sehen wohl, daß dieses immer so fortgehen würde; und je weniger Vermögen zu einer Centurie erfordert würde, desto mehr Personen würden darinnen seyn, so daß in der letzten vielleicht fünf und zwanzig tausend seyn möchten, wenn in der ersten etwan nur hundert wären. Wenn nun alles dieses so eingerichtet wäre: so will ich setzen, man verordnete, eine jede Centurie sollte jährlich tausend Thaler Steuer geben; wie viel würde ein jeder in der ersten und in der letzten Centurie bezahlen?

Fräul. Charlotte.

In der ersten würde ein jeder zehn Thaler geben; und in der letzten einen Groschen, und noch nicht einmal voll.

Fräul. Geistreich.

Sie begreifen leicht, meine lieben Fräulein, wie groß die Freude der Armen gewesen, als sie diese Verordnung sahen. Zu gleicher Zeit aber machete Servius noch eine andere, worauf man anfänglich nicht viel Acht hatte; nämlich es sollte in den Versammlungen eine jede Centurie eine Stimme haben; die von hundert Personen so wohl, als die von fünf und zwanzig tausend. Nun gab es acht und neunzig Reiche und fünf und neunzig Arme. Man fieng bey der ersten Centurie an, die Stimmen zu sammeln. Folglich konnten die Reichen, da alle Sachen nach den mehrern Stimmen ausgemacht wurden, allezeit vor seyn, ehe es an die Armen kam, welche man darauf nur zum Scheine um ihre Stimmen befragete.

Fräul. Heftig.

Man muß gestehen, Servius war ein rechter Schalk; und er führete das gemeine Volk auf eine sehr geschickte Art an.

Frl. Lucia.

Ich habe die römische Historie wohl dreymal gelesen, und das doch nicht recht begreifen können. Dieses hat mich denn verhindert, daß ich nicht verstanden habe, woher die ewigen Streitigkeiten unter den Patriciern und Plebejern gekommen, da die erstern allezeit gewollt, man sollte die Stimmen nach den Centurien, und die andern, man sollte sie nach den Curien sammeln. Jetzo verstehe ich es.

Frl. Geistreich.

Servius verordnete darauf, man sollte alle fünf Jahre das Volk zählen, und vermuthlich auch das Vermögen angeben lassen. Diese Zählung endigte

sich

sich mit einem Opfer, welches man Lustrum nannte; und daher ist denn der Gebrauch dieses Wortes bey Bestimmung der Zeit gekommen, und zuweilen auch in unseren Sprachen von einigen gebrauchet worden.

Jgfr. Schönichium.

Ich verstehe das Wort nicht recht, meine liebe Gut. Neulich las ich bey einem neuern Poeten, das fünfte Lustrum sey ihm über den Kopf geflogen; was will das sagen?

Madem. Gut.

Das heißt, er sey fünf und zwanzig Jahre alt geworden. Denn die Ceremonie Lustrum geschah alle fünf Jahre; und daher begreift ein Lustrum eine Zeit von fünf Jahren. Das fünfte Lustrum oder vielmehr fünf Lustra machen also fünf mal fünf oder fünf und zwanzig Jahre. Wie viel Lustra haben Sie, Fräulein Maria?

Frl. Maria.

Noch nicht zwey, meine liebe Gut.

Madem. Gut.

Sehr wohl, mein Schatz; wir wollen mit des Servius Geschichte fortfahren.

Fräul. Geistreich.

Des Servius Regierung wurde durch Kriege beunruhiget, welche zwanzig Jahre dauerten und stets glücklich für Rom geendiget wurden. Sie hinderten ihn nicht, daß er sich nicht auf alles das legete, was er für vermögend hielt, das Glück seiner Unterthanen zu machen; und in dieser Absicht fassete er den Entschluß, er wollte die Krone niederlegen, und aus Rom eine Republik machen; denn er sah voraus, daß sie nach ihm einen bösen König bekom-

men würden. Er hatte aber nicht Zeit, seinen Entschluß auszuführen.

Servius hatte zwo Töchter, die alle beyde den Namen Tullia führeten, deren Gemüthsart aber sehr unterschieden war. Die älteste besaß alle Tugenden; die jüngste war ein grausameres Unthier, als die Bären und Tiger; mit einem Worte, sie war ein eingefleischter Teufel unter Frauengestalt. Sie erinnern sich noch, meine Fräulein, daß Tarquinius zween Enkel hinterlassen hatte. Sie hießen Tarquin und Aruns, wie ich Ihnen schon gesaget habe. Tarquin hatte eine eben so boshafte Gemüthsart, als die jüngere Tullia: Aruns aber eben so viele Tugenden, als die ältere Tullia. Servius, welcher ein sehr rechtschaffener Mann war, konnte nicht ohne Betrübniß an die Bosheit seiner Tochter und seines Neffen denken. Er glaubete, er hätte ein vortreffliches Mittel gefunden, ihre Gemüthsart zu ändern. Er ließ die ehrsüchtige und boshafte Tullia mit dem tugendhaften Aruns, und die fromme Tullia mit dem bösen Tarquinius vermählen, in der Hoffnung, ihre guten Beyspiele würden die wilden Herzen sanfter machen.

So übel gepaarete Verbindungen hatten das Schicksal, welches man davon erwarten mußte. Tarquin vergab seine tugendhafte Gemahlinn mit Gifte, und Aruns wurde von seiner grausamen Gemahlinn vergeben. Darauf vermähleten sich diese beyden Ungeheuer mit einander. Von diesem Augenblicke an ließ Tullia ihrem Gemahle nicht einen Augenblick Ruhe. Sie warf ihm ohne Unterlaß seine Geduld vor, daß er den Servius so auf dem

Throne

Throne sitzen ließe. „Er ist ja dein Vater,„ sagete Tarquinius zu ihr. „Das thut nichts, antwortete „sie ihm; wenn du nur den Thron besteigst, so mag „er umkommen.„ Man brauchete Tarquinen eben nicht sehr anzuliegen, daß er etwas böses that. Eines Tages gieng er in den Rath und stellete den Rathsherren vor, sie hätten nicht in die Erwählung des Servius gewilliget; und er, welcher Tarquins Enkel wäre, hätte mehr Recht zum Throne, als Servius. Zu gleicher Zeit setzete er sich auch darauf; und als Servius auf das Gerücht von diesem Unternehmen herzu eilete: so nahm ihn Tarquin, ohne Ehrerbiethung für sein Alter, mitten beym Leibe und warf ihn von oben die Stufen des Thrones hinunter. Der arme Servius stund ganz zerquetschet von seinem Falle wieder auf und nahm den Weg fast ganz allein nach seinem Schlosse. Tarquin aber schickete ihm Soldaten nach, die ihn niedermacheten und seinen Leichnam mitten auf der Straße liegen ließen.

Als Tarquin des Servius Tod vernommen hatte: so schrieb er an Tullien, sie könnte kommen und ihn als König begrüßen. So gleich setzete sich diese Furie in ihren Wagen und fuhr in den Rath, da sie denn von ungefähr in die Gasse kam, wo ihres Vaters Leichnam lag. Weil nun diese Gasse sehr enge war, und der Wagen über des Servius Leichnam hätte weggehen müssen: so wollte der Kutscher einen andern Weg nehmen. Die unmenschliche Tullia aber wollte ihm solches nicht erlauben, sondern sagete: er sollte nur zufahren; alle Wege wären schön, die zum Throne führeten. Von der Zeit an wurde

diese Gasse die Bösewichtsgasse, oder Schandgasse, vicus sceleratus, genannt.

Fräul. Heftig.

Sie haben wohl mit Rechte gesaget, diese Frau sey ein eingefleischter Teufel gewesen. Man glaubet, es träume einem, wenn man dergleichen Geschichte höret; und man kann kaum glauben, daß ein menschliches Geschöpf die Unmenschlichkeit und Bosheit so weit habe treiben können.

Madem. Gut.

Sie haben ganz recht, mein Fräulein. Das sind Erscheinungen von Bosheiten, die außer der Natur sind. Sagen Sie uns, Fräulein Geistreich, was für Verordnungen hat Servius gemacht?

Fräul. Geistreich.

Er erlaubete den Herren, daß sie ihre Sclaven freylassen dürften, die hernach in die unterste Classe des Volkes kamen. Ich glaube, er hat auch die Saturnalien eingeführet. Ich habe aber sein Leben gestern Abend wieder durchgelesen und darinnen nichts von dieser Einführung gefunden.

Fräul. Maria.

Was sind das, die Saturnalien?

Madem. Gut.

Es sind Festtage, an denen man sich vermummete oder Mascaraden anstellete. Sie wissen, meine Fräulein, man sagete: Saturnus wäre von seinem Sohne Jupiter aus dem Himmel vertrieben worden, und nach Italien geflüchtet, wohin er das goldene Weltalter, das ist, die Reinigkeit der Sitten, gebracht hätte. Die heidnischen Dichter hatten ohne Zweifel einige Kenntniß von dem Zustande unserer

Aeltern

Aeltern in dem irdischen Paradiese vor ihrem Sündenfalle; und sie stelleten diese glückselige Zeit unter dem Namen des goldenen Weltalters vor. Damals, sageten sie, giengen der Löwe und Tiger sanftmüthig mit dem Lamme auf einerley Weyde. Der Mensch war ohne Begierde und wünschete nur den nothdürftigen Unterhalt des Lebens, welchen ihm die Früchte der Erden ohne Arbeit gaben. Die Schafe fürchteten sich nicht vor dem mörderischen Eisen; ja, sie sahen sich nicht einmal in Gefahr, ihre Wolle zu verlieren; indem die Unschuld der Menschen und die Gleichheit der Jahreszeiten sie nicht in die Nothwendigkeit setzete, Kleider zu tragen. Die beyden Wörter das Mein und Dein waren noch nicht in der Welt bekannt; sondern alle Güter waren gemein und alle Menschen einander gleich. Zur Verewigung des Andenkens dieser glückseligen Zeit, die niemals anders, als in der Einbildung der Dichter, gewesen, stiftete Janus oder Saturn die Saturnalien, an welchem Feste sich die Mannspersonen in Thierhäute verkleideten, und die Herren sich der Gewalt begaben, die sie über ihre Sclaven hatten. Sie macheten sich so gar ein Vergnügen daraus, daß sie ihnen aufwarteten und bey Tische dieneten.

Frl. Luise.

Ich möchte gern, daß man ein solches Fest wieder einführete. Es scheint mir sehr geschickt zu seyn, die Menschen zu erinnern, daß sie alle ursprünglich einander gleich sind.

Madem. Gut.

Man findet noch einige Spuren davon bey unsern Erndtefesten. In Frankreich gehen die Großen auf dem Lande mit ihren Nachbarn vertraulich und

freund-

freundschaftlich um, die sie hernach nicht mehr kennen, wenn sie wieder in die Stadt kommen.

Jgfr. Landmänninn.

Sie haben uns gesaget, das goldene Weltalter hätte nur in der Einbildung der Poeten bestanden. Glauben Sie wohl, daß es wirklich gewesen seyn würde, wenn sich Adam und Eva in der Unschuld erhalten hätten?

Madem. Gut.

Ich kann Ihnen nichts gewisses darauf antworten, als was wir aus der heiligen Schrift davon wissen. Man kann sich hiervon solche Vorstellungen machen, als man für rathsam erachtet, wenn sie nur nicht der heiligen Schrift zuwider sind. Gott drohete dem Menschen mit dem Tode, wenn er ihm nicht gehorchete. Hätte er ihm also gehorchet: so wäre er unsterblich gewesen.

Jgfr. Landmänninn.

Aber, meine liebe Gut, wäre dieser Stand der Unsterblichkeit nicht der Natur unserer Leiber zuwider gewesen? Sie bestehen aus Theilen; und folglich da diese Theile können getrennet werden, so kann man nicht sagen, der Mensch wäre unsterblich geworden. Die Theilbarkeit ist der Materie wesentlich, wie Sie uns gesaget haben.

Madem. Gut.

Das heißt, mein Schatz, der Mensch kann niemals, seiner Natur nach, unsterblich werden, aber wohl durch ein Privilegium oder Vorrecht. Hier haben Sie eine von denen Gelegenheiten, wo man sich der Regel erinnern muß, die ich Ihnen gegeben habe. Wir können nicht begreifen, wie ein Körper zugleich seiner Natur nach sterblich, und durch ein Vor-

Vorrecht unsterblich seyn könne; es gehöret gewiß ein Wunderwerk dazu. Wir begreifen aber vollkommen wohl, daß Gott ein Wunderwerk thun kann, und, wie er uns versichert, gethan hat, und auch nach der Auferstehung thun wird. Außerdem wissen wir auch, daß er sich nicht betriegen noch uns betriegen kann. Wir müssen also fest glauben, daß diese beyden Sachen, die uns so zuwider zu seyn scheinen, es nur dem Scheine nach sind, und bloß deswegen, weil unser Geist gar zu schwach ist, sie zu begreifen. Ich sage dieses nur so in den Wind, meine lieben Kinder. Denn vielleicht würden wir gar nichts unmögliches dabey finden, wenn wir es recht untersucheten.

Frl. Lucia.

Und warum untersuchen Sie es nicht, meine liebe Gut? Ist wohl in der Welt etwas, das mehr vergnüget, als dieses Studiren?

Madem. Gut.

Sie haben Recht, mein Fräulein. Wir haben aber gegenwärtig so viele andere Sachen zu lernen, daß ich es für rathsam halte, diese und viele andere zu verschieben. Ich will meine Muße anwenden, Betrachtungen zu machen, welche mir neue Einsichten werden verschaffen können; und ich werde ihnen solche mittheilen.

Jgfr. Landmänninn.

Meine liebe Gut, wir haben eine große Menge philosophischer und physikalischer Bücher zu Hause; soll ich Ihnen einige davon leihen? Vielleicht werden Sie darinnen etwas von dieser Materie finden.

Madem.

Madem. Gut.

Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Schatz: ich suche aber die Wahrheit nicht gern in allerhand Büchern.

Fräul. Geistreich.

Und wo wollen Sie sie denn suchen? Lernet man nicht die Wahrheit daraus erkennen, wenn man die verschiedenen Sachen liest, welche die Menschen gedacht haben?

Madem. Gut.

Das kann wohl seyn, mein Schatz: es kann sich aber auch sehr wohl ereignen, daß man dadurch Vorurtheile und Irrthümer annimmt. Wir sageten vor einiger Zeit, weil uns Gott erschaffen hätte, daß wir glücklich seyn sollten, so wäre es auch seiner Güte und Weisheit gemäß, daß er uns das Mittel gegeben, glücklich zu werden. Er hat uns so erschaffen, daß wir zur Ersetzung des Abganges unserer Kräfte nöthig haben zu essen; und Sie sehen, daß er uns mit allem dem nöthigen Geräthe versehen hat, die Speisen zu bearbeiten und in den Stand zu setzen, daß sie sich in unser Wesen verwandeln können.

Fräul. Geistreich.

Ich sehe die Folge schon, die Sie aus diesem Grundsatze ziehen wollen. Er hat uns erschaffen, die Wahrheit zu erkennen; er hat uns also hinlängliche Einsichten zu deren Kenntniß gegeben.

Madem. Gut.

Ganz richtig, mein Schatz; die Wahrheit ist die Nahrung der Seele. Glauben Sie wohl, daß Gott weniger Achtsamkeit für sie, als für den Körper, gehabt, und ihr nicht die Mittel gegeben hat, ihre Nahrung zu nehmen?

Frl.

Frl. Verständig.

Aber vielleicht ist das Lesen oder doch wenigstens der Unterricht eines von diesen Mitteln, meine liebe Gut. Lehren Sie uns nicht die Wahrheit entdecken?

Madem. Gut.

Ich lehre Sie das Mittel, wie Sie solche in dem Grunde Ihres Herzens entdecken können. Sonst müßte man sagen, Gott hätte einen Menschen, der nicht lesen könnte, oder des Gebrauches des Gesichtes und Gehöres beraubet wäre, nur bloß erschaffen, damit er sich von dem Irrthume und Lügen herum treiben ließe. Gewiß, ein solcher Bewegungsgrund würde Gott unanständig seyn, der nichts thun kann, als was gut und weise ist. Was dächten Sie wohl davon, mein Schatz, wenn ich zu Ihnen sagete, man könne das weggeben, was man nicht hat?

Fräul. Verständig.

Weil ich finden würde, daß dieses ein Widerspruch ist, und es meinen natürlichen Begriffen zuwider wäre: so würde ich sagen, es ist falsch, es liefe wider meine Vernunft.

Madem. Gut.

Und wenn ich Ihnen sagete, man kann dasjenige nicht weggeben, was man nicht hat; würden Sie mich wohl beschuldigen, ich sagete Ihnen etwas lächerliches?

Fräul. Verständig.

Ich würde solches so gleich glauben, weil ich es meinen Begriffen gemäß fände.

Madem. Gut.

Die Richtschnur der Wahrheit ist also in Ihrem Herzen. Sie halten diese Richtschnur gegen dasjenige, was ich Ihnen sage, damit Sie erfahren, ob es

solcher

solcher auch gemäß sey, und Sie halten es für wahr oder falsch, nachdem es derselben gemäß ist, ohne daß Sie Ihren Verstand zwingen können, aus Gefälligkeit so zu denken, als ich. Will ich Sie hintergehen: so muß ich die Lügen unter den Schein der Wahrheit verstecken. Dieß ist also das einzige Buch, welches ich wegen meiner natürlichen Einsichten zu Rathe ziehen will.

Frl. Luise.

Das ist beschwerlich; es würde weit kürzer seyn, wenn man seine Begriffe nach anderer ihren bildete, und sich mit ihren Einsichten bereicherte.

Madem. Gut.

Die Einsichten anderer sind Vorurtheile für Sie. Wir wollen diesen Satz das nächste Mal untersuchen.

Fräul. Lucia.

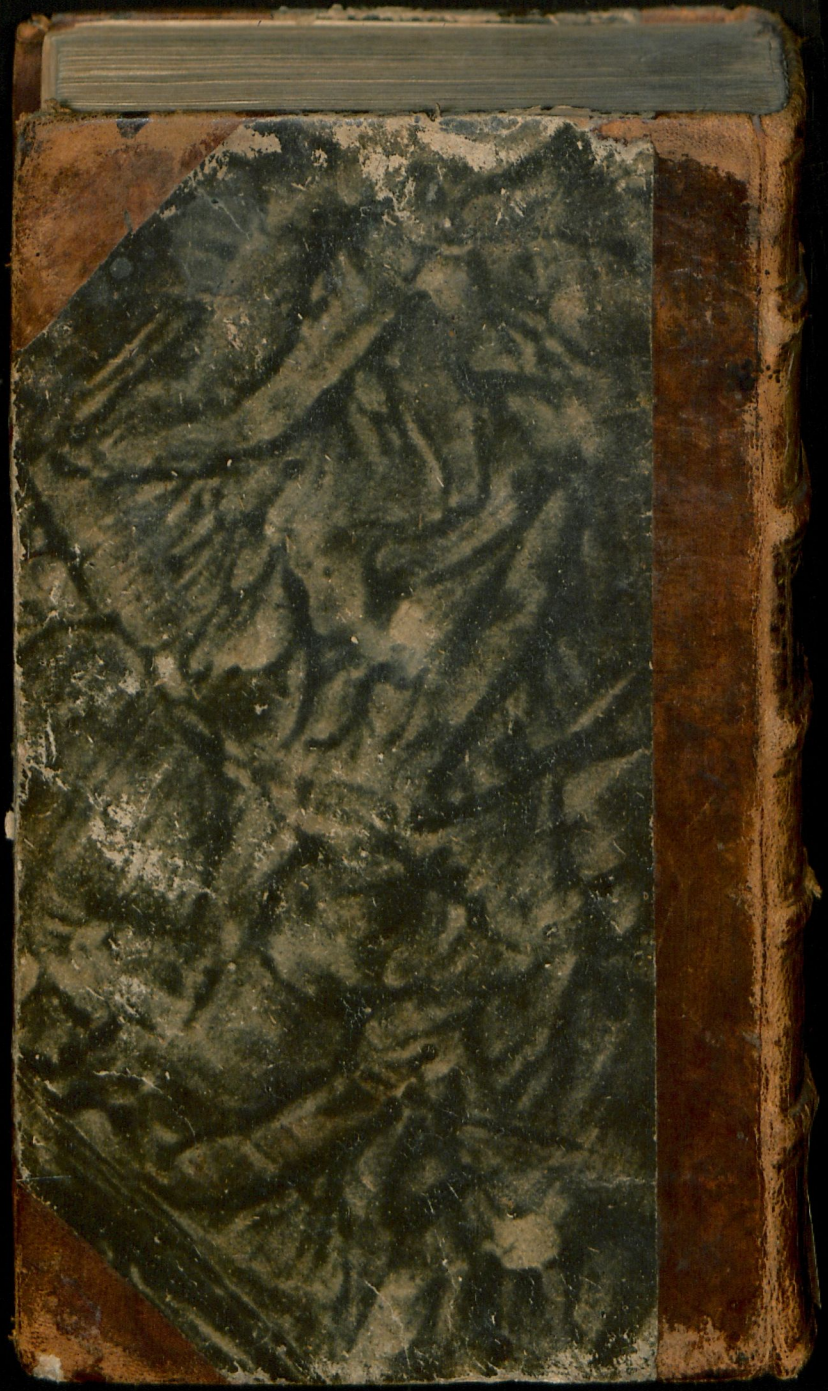
Ich werde Sie auch fragen, wie ein blinder und tauber Mensch, oder derjenige, der einsam in einer Wüste wäre, zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen könnte; ich gestehe es Ihnen, das kömmt mir unmöglich vor.

Madem. Gut.

Die Untersuchung wird es entscheiden; und Sie müssen, wenn Sie klug sind, Ihr Urtheil bis dahin verschieben; denn vielleicht habe ich ganz verkehrt geurtheilet. Uebrigens, meine Fräulein, ermahne ich Sie, denken Sie über dasjenige recht nach, was ich Ihnen gesaget habe, entweder um zu beweisen, daß ich die Wahrheit gesaget, oder um mir zu zeigen, daß ich im Irrthume sey.

Ende des vierten Theiles.

W7719
(1/4)
Vol II
ULB Halle
3
006 542 689


Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-709909-p0262-6

Der Frau

Maria le Prince de Beaumont

lehrreiches

Magazin

für junge Leute,

besonders

junges Frauenzimmer,

zur Fortsetzung

des Magazins für Kinder,

nach deutscher Art eingerichtet.

Der vierte Theil.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Leipzig,
in der Weidmannischen Handlung
1761.

Farbkarte #13
B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Centimetres Inches
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-709909-p0263-2